

Wawrzak

"D" 8580

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Unsere Künstler im Felde. III.

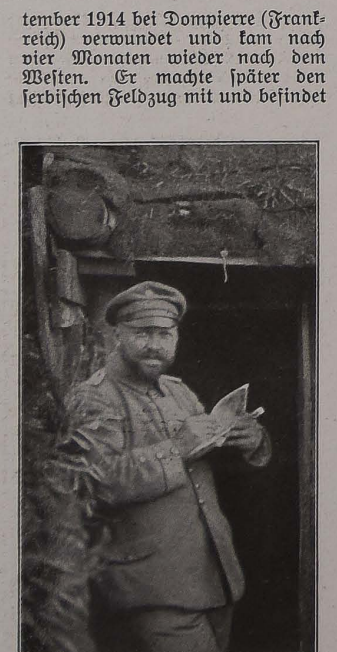


Professor Georg Schöbel.

Georg Wagenführ, geführtster Aquarellist, auf Grund seiner Studienreisen guter Kenner des Orients, war als Kriegsmaler in der Türkei und hielt sich mehrere Monate an der Front auf Gallipoli auf. Gerhard Löbenberg, Leutnant d. R., hat den Krieg von Anfang an mitgemacht, wurde Ende Sep-



Gerhard Löbenberg (<X>).



Ernst Lühbert f.

Im Verfolg unserer Veröffentlichungen in den Nummern 3756 und 3769 führen wir heute unseren Lesern wiederum eine Anzahl von Mitarbeitern im Felde vor, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, teils als Kriegsteilnehmer, teils als Kriegsmaler künstlerisch tätig sein konnten.

Professor Georg Schöbel, bekannter Schilder der Epoche Friedrichs des Großen, stellte sich zu Beginn des Krieges dem Generalstab zur Verfügung und war acht Monate dem Oberkommando der Armee des Deutschen Kronprinzen in den Argonnen zugeteilt, wo er auch jetzt wieder weilt.

Paul Hey, bedeutender Münchner Genremaler, war mehrere Monate lang als offizieller Kriegsmaler im Westen tätig, und zwar zunächst bei der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern und danach bei der Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg. Der Künstler war Augenzeuge der heißen Kämpfe bei Arras und Ypern. Zur Zeit ist er wieder als Kriegsmaler in den Argonnen zugeteilt.



Paul Hey.

„Illustrirte Zeitung“ schuf der einer glänzenden Zukunft entgegengehende, aus Waren in Medienburg stammende Künstler eine Reihe interessanter, zum Teil feinführender Augenblicksbilder vom östlichen Kriegsschauplatz.

Claus Bergen, namhafter Marinemaler, ist seit längerer Zeit der Marinestation der Nordsee zugeteilt und lernt die Großtaten unserer Flotte aus eigener Anschauung kennen.



Claus Bergen.

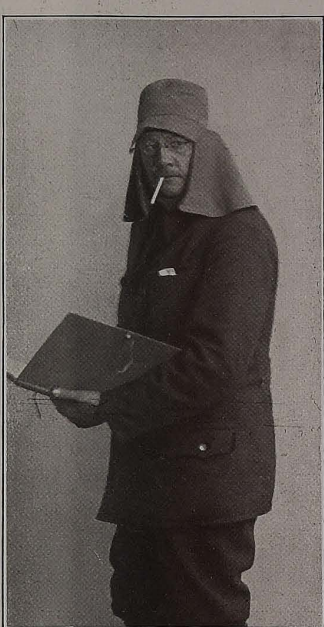
brückt größere Schlachten gemalt aus. Im Frühjahr 1915 wurde er durch den Großen Generalstab als Kriegsmaler dem Oberkommando der IX. Armee zugeteilt und machte seine Studien besonders an der Weichsel- und Bzurafront vor Warschau.

Carl Gehmert, Leutnant d. R., hatte als Kriegsteilnehmer auf dem serbischen Kriegsschauplatz Gelegenheit, seine Eindrücke und Studien in zahlreichen Skizzen festzuhalten.

Ernst Lühbert, Leutnant d. R., begabter Maler und Illustrator, starb am 29. August 1915 als Kampagneführer bei einem Sturmangriff vor Grodno den Heldentod. Für die „Illustrirte Zeitung“ schuf der einer glänzenden Zukunft entgegengehende, aus Waren in Medienburg stammende Künstler eine Reihe interessanter, zum Teil feinführender Augenblicksbilder vom östlichen Kriegsschauplatz.

Claus Bergen, namhafter Marinemaler, ist seit längerer Zeit der Marinestation der Nordsee zugeteilt und lernt die Großtaten unserer Flotte aus eigener Anschauung kennen.

Albert Reich, Kriegsteilnehmer, machte den serbischen Feldzug mit, dem er eine reiche künstlerische Ausbeute verdankt. Vorher war er schon an verschiedenen Fronten zeichnerisch tätig.



Albert Reich.



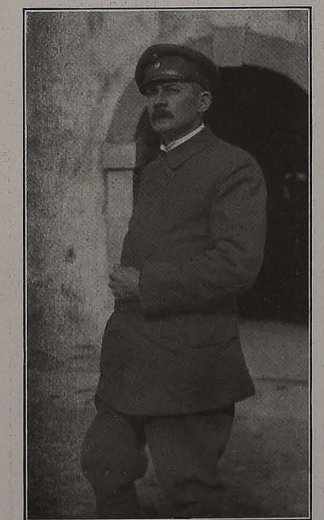
Carl Gehmert (<X>).



Professor Max Rabes.

Seine Bilder tragen den Stempel lebendigen Erlebens der geschauten Wirklichkeit.

Adolf G. Döring, weltgewandter Maler und Modeller, wurde von der „Illustrirten Zeitung“ als Sonderzeichner nach dem italienischen Kriegsschauplatz entsandt, wo er die großen Schlachten an der Sonzfront miterlebte.



Adolf G. Döring.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Zusätzen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzstraße 1-7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jebeimmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright February 17th 1916 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nummer 3790. 146. Bd.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzstraße 1-7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3790. 146. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9 M., frei ins Haus 9 M. 25 P., Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M. 50 P., auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 17. Februar 1916.

EMSER Pastillen

Gegen Husten, Heiserkeit, Verschleimung. Viele 100 000 schon ins Feld gegangen. Man achte auf den Aufdruck „Königl. Ems“ und weise Nachahmungen zurück. Kriegspackung, sehr geeignet zum Bepacken als: „Liebesgabe“

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Winter in Dresden

Alle Museen und Theater geöffnet. Zahlreiche Sinfonie- u. Künstler-Konzerte. Auskünfte durch den Fremdenverein, Hauptbahnhof.

Hotel Bellevue Dresden

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz, umgeben und zeitgemäß erneuert. Großer Garten und Terrassen.

Sanatorium Elsterberg

(Neurothentherapeut, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskrankte ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Salzbrunner Kronen Quelle

Zu Hauskuren. Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Stein-Beschwerden, Zucker. Broschüren gratis. Ueberall käuflich.

Jogal

Bei rheumatischen und Nervenschmerzen. Leisten Jogal-Tabletten vorzügliche Dienste. Wirklich glänzend begutachtet. In Apotheken zu M. 1.40 u. M. 3.50. Allein-Verkauf: Kontor Pharmacia, München.

Türpuffer

gegen das Zuschlagen von Zimmertüren, tausendfach empfohlen, in 3 Größen, weiß u. vernickelt, durch C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

MARASCHINO

EINZIG IN DER WELT.



LUXARDO ZARA DALMATIEN, Oesterreich

KURHAUS Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parks. Warmwasserheizung. Elektr. Beleuchtung. — Pflanz. getrennt liegende Villen. — Einzahlungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Wiesbadener Kochbrunnen Quellsalz

Sofortige Linderung Lungenleiden, Heiserkeit, Auswurf, Taubheit, Verdauungsstörungen, Nieren- u. Aortenleiden, b. Magen-, Darm-, Verdauungsstörungen: Unentbehrlich. b. Keuchhusten, Nasen-, Rachenkatarrh, Folg. v. Influenza. In Apoth. 2.50 M., direkt 3.17 M. postfrei. Kirschen- u. Heidelbeer- u. Brunnen-Corior, Wiesbaden S. (amt. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden).

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswigi. Sa. Nurl. Kl. Heilbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

Dr. Warda-Villa Emilia Blankenburg

Heilanstalt für Nervenkrankte in Thüringen (Schwarzatal).

Alt werden und jung bleiben!

Hiermit wird die eigenartige verjüngende Wirkung des neuen Nassovia-Präparates „Aivosan“ treffend bezeichnet. Auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhend, bewirkt es — vollkommen unschädlich durch innere Sekretion eine erhöhte geistige und körperliche Leistung und jugendliche Frische. Ärztlich glänzend beurteilt. Preis 3 Mark. Der Erfolg war verblüffend. Dr. med. Generalarzt Dr. S. Chemische Fabrik „Nassovia“, Wiesbaden Z.

Soeben erschienen:

Das Positive Bild

Schleussner Photohilfsbuch II. Teil. Preis M. 1.—.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft

Frankfurt a. Main 97. Zweigwerk für photographische Papiere Berlin-Friedenau, Bannigsenstrasse 23/24

Glas-Stereoskope und Latern-aller Herren Ländern. / Aktuell: ALBANEN Alois Beer, Klagenfurt. K. u. K. Hof-Photograph.

Harmoniums, bes. ohne Notenkenntnis 4stimm. spielbare. Illustr. Katalog frei. Alois Maier, Hoff., Fulda.

Soennecken-Federn Deutsche Arbeit Deutscher Stahl

Bonna-Feder, Eilfedern in 8 Breiten, Kugelfeder Nr. 516, Feder Nr. 075. Vorzügl. Bürofeder 1 Gros M. 2.—, zum Schreiben ohne Druckanw. 1 Gros M. 3.—, Gleiten leicht 1 Gros M. 2.75, SOENNECKEN R 1 Gros M. 1.35. Vorzügliche Qualität. ••• Überall erhältlich. Berlin-F. Soennecken Schreibfedern-Fabrik Bonn-Leipzig.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Oeffentliche Handelslehranstalt

der Dresdner Kaufmannschaft, Ostra-Allee 9.

Zu Ostern d. J., am 1. Mai, beginnt ein neues Schuljahr.

Höhere Handelsschule. A. Einjähriger Fachkurs für junge Leute mit der Reife für Obersekunda höherer Schulen und junge Mädchen, die eine höhere Töchterchule mit Erfolg durchschritten haben. — Unterricht in allen Handelsfächern, sowie in den neueren Sprachen. — B. Dreijähriger Kurs. Die Zöglinge erlangen mit dem Reifezeugnis die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Der Unterzeichnete erteilt nähere Auskunft und nimmt Anmeldungen entgegen. Dresden, im Februar 1916. Hofrat Prof. Dr. Paul Rachel, Direktor.

Hofrat Prof. Dr. Paul Rachel, Direktor.

Technikum Hildburghausen

Höh. Maschb. und Elektrot.-Schule, Werkm.-Schule. Staatsaufsicht. Dir. Prof. Zismann.

Königliche Technische Hochschule Danzig

Die Einschreibungen für das Sommerhalbjahr 1916 finden in der Zeit vom 1. März bis 30. April 1916 statt. Beginn der Vorlesungen am 25. April 1916. Das Programm 1914/15 gilt auch für das Sommersemester 1916. Notwendige Programmänderungen werden am Anschlagbrett der Hochschule bekanntgegeben. Der Rektor.

Ingenieur-Akademie Wisnara a. d. Ostsee

1. Maschin.-, Elektr.-, Ing.-, Bauingenieurw. u. Architekt. Spezial-Kurse für Eisenbahnbau, Schiffsmaschinen-, Automobil- u. Luftschiff-Mot.

100 A. Abz. Austr. Mk. 2.—, 500 verschied. nur Mk. 8.—, 1000 verschied. nur Mk. 11.—, 2000 verschied. nur Mk. 40.—, Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.

Technikum Mittweida

Königreich Sachsen. Direktor: Professor Holz. Höheres technisches Institut. Elektro- u. Maschinentechnik. Sonderabteilungen für: Ingenieurtechniker und Werkmeister. Elektro-technische und Masch.-Laboratorien. Lehrfabrikwerkstätten. Älteste und verschiedenste Anstalt. Programm usw. versendet gratis das Sekretariat.

Deutsche Fachschule

Rosswein i. S. Eisenkonstruktion, Bau- u. Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie und Praxis. Studienplan frei.

Briefmarken

Katalog frei. PHILIPP KOSACK, G. BERLIN C. 2.

Briefmarken

Zeitung Probenummern kostenfrei. 25 Briefmarken Mk. 3.50, 40 der Zentralische „S.S.“ Ankauf von Sammlungen. M. Kurt Maier, Berlin 9 W 8.

Efeu

in kunstgeheuerer Ausführung. Bezug d. Juweliers. Mk. 19.—. W. Preuner, Stuttgart. Fabrik der Trümpfe. Da bist m'n. Ich bin Dir. „Mit Wille Dejn Egeu“.

SILBERWAREN-FABRIK ARN KÜHN ALTENA i. W.

Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Katalog und Auswahl frei.

Manoli

m

Die
führende
Zigarette

Sonzo

im Brief:

Der Krieg hält mich hier auf 2000 Meter Höhe bei 18 Grad Kälte und unausgesetztem italienischen Schnellfeuer fest. Bei diesen, Körper und Nerven aufreibenden Mühsalen will ich als Kraftspender Kola-DALLMANN gebrauchen, wovon ich unterhalb meiner Feuerstellung eine leere Dose aufgefunden.

Mit treudeutschem Brudergruss

V, Oberleutnant

Es existieren Kola-Präparate, die keine Spur Kola enthalten
Man fordere deshalb energisch Kola-DALLMANN (Dallkolat)

KOLA

Schachtel Mark 1,-
in Apotheken u. Drogeriehdlg.

DALLMANN

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsauren Yohimbin.
Literatur versendet gratis Elefant-Apotheke, Berlin I,
Leipzigerstr. 74 (Dönhofsplatz).
Originalpackung 10 Stück M. 2.25, 25 St. 4.-, 50 St. 7.50, 100 St. 13.50, 200 St. 25.-.



Für Feinschmecker:

Lobeck's

DEUTSCHE
MILCH-SCHOKOLADE
MARKE DREIRING N° 283

Favorit
der beste und praktischste
Universaltsch
für Gesunde u. Kranke
Preis Mk. 29.
Alleinige Fabrikanten
Vereinigte Fabriken
C. MAQUET S. H.
HEIDELBERG.
Es haben in allen einschlägigen Geschäften

Rein's
Durchschreib-
Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

Groscin
das neue ideale
Nerventonicum
gegen allgem. Nervosität,
vorz. schwache,
50 Tabl. S. 10079, 200715, M.
Glänzend begutachtet
und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin-Kolnsee.

Land- und Gartensiedelungen

Herausgegeben von Willy Lange. Mit Verwertung der Erfolge des
Preisausschreibens von Aug. Thyssen jr., Rüdersdorf-Berlin. Ein-
geleitet von Dr. H. Thiel, Winkl. Geheimer Rat u. Ministerialdirektor
im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin.
Buchschmuck von Paul Engelhardt. Mit 213 in den Text gedruckten
Abbildungen und 16 Seiten farbiger Tafeln. Lexikonformat. In Roh-
leinen gebunden 10 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch,
Handwerker und Fabriken.Neueste
Verbesserungen.Unbedingte
Zuverlässigkeit.Größte Dauer-
haftigkeit.

Niederlagen in allen größeren Plätzen
G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

DEUTSCHLAND Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe
Amtliche Zeitschrift des Bundes Deutscher Verkehrs-Vereine

Mitbegründet durch den Internationalen Hotelbesitzer-Verein e.V. in Köln, ging am 1. Januar 1916 in den Verlag von J. J. Weber in Leipzig über.
Der Bund Deutscher Verkehrs-Vereine, dessen Eigentum die Zeitschrift ist, zeichnet als Herausgeber. Die vorzüglich geleitete und vornehm ausgestattete Zeitschrift, die künftig noch einen erweiterten Inhalt aufweisen wird, indem sie die allgemeine deutsche Kulturarbeit stärker betonen und auch Beiträge wissenschaftlicher und unterhaltender Art bringen wird, erscheint im neuen Verlag aller 14 Tage Donnerstags, also jährlich 26mal, statt bisher 16mal.
Der Bezugspreis beträgt jährlich Mk. 8.-, vierteljährlich Mk. 2.-. Preis der Einzelnummer 35 Pfg.

Die Mitglieder des Bundes Deutscher Verkehrs-Vereine erhalten die Zeitschrift für Mk. 6.- jährlich, Mk. 1.50 vierteljährlich.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3790.

146. Band.



Aus dem befestigten Nordfrankreich: Schmiede in einem französischen Bauerndorf im Artois.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Paul Genschel.

Preußischer Militarismus und deutsche Kultur.

Von Professor Dr. Theodor Bitterauf, München.

Uns kann es nur recht sein, daß das Mälein vom preußischen Militarismus noch immer nicht verstummen will; können doch alle ernsthaften Erörterungen darüber für uns nur in zweifachem Sinn ein günstiges Ergebnis haben: Wenn England in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zweimal so viele Kriege als der preußische Militarismus führte, wie soll dann dieser die Bedrohung des europäischen Friedens bedeuten, die unsere Gegner in ihm sehen wollen? Aber auch als innere Angelegenheit der Nation betrachtet, lastet unsere Rüstung auf unserem Volke viel weniger schwer als die anderer Großmächte; trafen doch vor unserer letzten Wehvorlage bei uns von den Ausgaben für die Landesverteidigung durchschnittlich nur 19,16 % auf den Kopf der Bevölkerung, während die gleiche Quote für England sich auf 32,14 %, für Frankreich auf 26,56 % belief.

Der Historiker, der aufgefordert ist, seine Meinung über dieses Thema zu äußern, darf wohl darauf hinweisen, daß in früheren Zeiten die Lasten in Preußen drückender waren. Wenn der Vater des großen Königs sein Heer im Laufe seiner Regierung von 38 000 Mann auf 83 000 erhöhte, so nahm sein Staat im Jahre 1740 als Militär-macht den vierten Rang ein, unmittelbar hinter Frankreich, Rußland und Österreich, während er nach seiner Bevölkerung mit seinen 2 1/2 Millionen Einwohnern erst an zwölfter Stelle stand; von 7 Millionen Talern der gesamten Staatseinkünfte wurden 5 Millionen für die Wehrmacht verwendet. Am Ende der Regierung Friedrichs des Großen verzehrte die Armee, die um mehr als 100 000 Mann vermehrt worden war, noch immer zwei Drittel der Staatseinnahmen. Die Anfänge zu dieser Entwicklung hatte der Große Kurfürst gelegt, rund zweihundert Jahre, nachdem in Frankreich der erste Schritt zur Einführung eines stehenden Heeres getan worden war; damit, daß ihm im Jahre 1653 von den brandenburgischen Ständen der Exerzitat für seine kleine Armee bewilligt wurde, ist er der Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Heeres geworden.

Aber der Militarismus des neunzehnten Jahrhunderts ist etwas ganz anderes als der des siebzehnten und achtzehnten, weil das Volk in Waffen nun erst bis in die tiefsten Tiefen der Nation hinabreichte. Die allgemeine Wehrpflicht, zunächst für Preußen allein, war die größte Errungenschaft der Befreiungskriege. Über der Modernisierung des Wehrgesetzes von 1814 kam es in den Anfängen Wilhelms I. zum Konflikt, der zum Eintritt Bismarcks in das Ministerium und zu der bis dahin größten Zeit in unserer Geschichte führte. Als es sich im Jahre 1913 wieder darum handelte, die Stärke der Armee in Einklang zu bringen mit der Volkszahl, war der Fortschritt unentzweifelbar, indem die bürgerlichen Parteien die größte Wehvorlage, die die Welt gesehen hat, einstimmig bewilligten; schon damals durften wir uns rühmen, unserer Väter nicht unwert zu sein.

Erst mit der Erweiterung der Basis des Militarismus im neunzehnten Jahrhundert ist das Band zwischen ihm und unserer Gesamtgesellschaft untrennbar geworden. Wohl gab es eine Zeit in unserer Geschichte, da der preußische Staat und die deutsche Kultur verschiedene Dinge waren; verschieden freilich niemals im Sinne von einander wesenfremden Gestalten, sondern als zwei Erscheinungsformen ein und derselben Sache, nämlich des deutschen Geistes, der doch nur einer sein kann. Es ist nicht so, wie man sich's früher vorstellte, als ob die preußischen Fürsten seit Generationen zielbewußt die Geschichte der ganzen Nation nach ihrem Plane geformt hätten; aber die Hohenzollern sind für uns auch kein fremdes Geschlecht, wie etwa die Mongolenherrschaft in Rußland; sie fügen sich alle ein in den Rahmen der ganzen Entwicklung. Es ist, daß ich so sage, eine prätabilierte Harmonie, die uns schon seit Jahrhunderten verbindet.

In die Erscheinung trat diese Verbindung zum erstenmal in der Königin Luise; die hehre Frau, die Napoleon als Amazone im Feldlager verunglimpfte, galt den Deutschen der Befreiungskriege als ihr Schutzengel. Unlösbar für immer wurde die Verschmelzung erst durch die Vermählung des ganz im Preußentume verankerten Königs Wilhelm I. mit der Prinzessin Auguste, die sich selbst als die Tochter Weimars bezeichnete. Auch Kaiser Friedrich wurzelt bei all seinem Liberalismus in dem preußischen Heimatboden. Unser jetziger Kaiser hat sich fünfundsiebenzig Jahre lang als ein Schutzherr deutscher

Kultur erwiesen; der Krieg zeigt aber dem Auslande, daß er in den neu-deutschen Verhältnissen den preußischen Militarismus nicht verlernt hat.

Diese geschlossene Einheit zwischen Staat und Kultur war aber im siebzehnten Jahrhundert schon deshalb unentzweifelbar, weil unter den Nachwirkungen der religiösen Kämpfe unsere Gesamtgesellschaft der einheitlichen Züge noch entbehre. Wenn W. H. Riehl einmal sagt, die Bayern seien direkt vom siebzehnten Jahrhundert ins neunzehnte hinübergegangen, ohne etwas vom achtzehnten bemerkt zu haben, so liegt darin doch das Eingeständnis, daß die geistige Führung im Jahrhundert Friedrichs des Großen in wesentlichen Teilen dem protestantischen Norden zugefallen war. Während der Große Kurfürst seine Künstler aus dem ihm glaubensverwandten Holland bezog, neigte der katholische Süden in künstlerischer Beziehung unter dem Einfluß der Gegenreformation ganz zu Italien. In der Berliner Architektur des achtzehnten Jahrhunderts begegnet uns die Nachahmung derselben fremden Vorbilder wie anderwärts auf deutschem Boden; aber

sie verdankt dem ungleich größeren Maß der geleisteten geistigen Arbeit, der inneren Bewältigung fremder Einflüsse eine viel härtere Eigenart als die an sich gewiß höher stehenden Schöpfungen des Barock und Rokoko im Süden, die ebenlogut auf fremdem Boden erwachsen sein könnten. Parallel der politischen Entwicklung sind noch in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts die direkten Einwirkungen der Schule von Fontainebleau in München viel reiner zutage getreten als in Berlin, wo sie durch das niederländische Prisma gebrochen sind. Vollends ein Meister wie Menges, der seine Laufbahn als Illustrator der Werke Friedrichs des Großen begann, ist nur auf dem Boden des preußischen Militarismus denkbar. Er legt uns mit Bedauern die Frage nahe, was wohl aus der deutschen Kunst geworden wäre, wenn sie unbetört durch fremde Einflüsse ihre eigenen Wege hätte gehen können.

Die Brücke zur deutschen Kultur hat der preußische Staat aber doch schon im siebzehnten Jahrhundert geschlagen. Im Feldlager, in seinem Hauptquartier Wiborg, hat der Schöpfer des preußischen Militarismus durch ein Edikt im Jahre 1659 den Grund gelegt zur Berliner Bibliothek, die heute die größte in Deutschland ist, die sich durch ihre liberale Bücherverfendung jetzt als ein Nutrimentum spiritus weit über Preußens Grenzen hinaus erweist. Die Beziehungen des größten deutschen Gelehrten der Zeit, Leibniz, zum Berliner Hofe vermittelte die Kurfürstin Sophie Charlotte, und aus seinem Plane zur Gründung einer deutschen Akademie ist die Berliner Akademie der Wissenschaften hervorgegangen, die von Anfang an auf einer breiteren Grundlage ruhte als die Schwesteranstalten in Paris und London. Auch für die nächstfolgenden Männer im Reiche der Wissenschaft, Pufendorf, Thomasius, Christian Wolff, fand der Staat Beschäftigung. Die Universität Halle, gegründet 1694, stellt nach Baulen durch die glückliche Vereinigung von Lehre und Forschung die erste moderne Hochschule dar; die glückliche Gottheits vor den preußischen Werten nach Leipzig leitete allerdings noch einmal einen Umschwung zugunsten der sächsischen Universität ein, die die deutsche Literatur

Jedermann kennt aus Goethes Munde die Vereinerung, durch die Taten des Siebenjährigen Krieges erfüllt.

Im neuen Jahrhundert ist aus dem Entschluß Friedrich Wilhelms III., durch geistige Kräfte zu erheben, was der Staat an physischen verloren hatte, die Berliner Universität hervorgegangen, die unter den deutschen Schwester bis heute die erste Stelle behauptet. Freilich die französische Uniformierung liegt diesem Wesen so fern, daß das preußische Kultusministerium selbst in neuester Zeit mit dem Ausbau der Akademie in Münster und der Neugründung der Frankfurter Universität den Weg der Dezentralisation mit Erfolg beschreiten konnte; auch unterschied sich die Berliner Anstalt von Anfang an von der reicher ausgestatteten napoleonischen Staatsuniversität mit ihrem Bewusstseinszwang durch die freiste Entfaltung geistiger Kräfte. Darum konnten an ihr Preußentum und nationale Gesinnung, Militarismus und Kultur, Verstandesmäßigkeit und moralische Bildung sich in ähnlicher Weise durchdringen wie bei der gleichzeitigen Organisation des Militärbildungswesens. — Schamhorsts Grundsätze über die Bildung von Offizieren im allgemeinen und ihre höhere Ausbildung im besonderen haben heute



Oberst Prinz Oskar von Preußen, der an der Ostfront durch Granatsplitter am Kopf und an einem Unterschenkel leicht verwundet worden ist. Im Felde nach dem Leben gezeichnet von Kurt Albrecht. Prinz Oskar von Preußen wurde bei Kriegsausbruch zum Oberstleutnant befördert und übernahm das Kommando des Grenadier-Regiments König Wilhelm I. Nr. 7. Vor kurzem zum Obersten ernannt, hatte er zuletzt die Führung einer Brigade.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Wabunterstand in den Vogesen. Nach einer Skizze für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Westfront zugehörigen Kriegsmaler Paul Hey.

noch Geltung im Bereich der ganzen deutschen Armee; durch sie ist der Militarismus erst eine Wissenschaft, ein Spiegel der Kultur geworden. Gelänge es unseren Feinden wirklich, die deutsche Kultur zu vernichten, so daß in zwei Jahrtausenden nur spärliche Überreste von ihr der Nachwelt bekannt wären, wie wir sie etwa heute von Klippen des Jenseits, so würde die Geschichte der preussischen Kriegsakademie, ein vor wenigen Jahren ersehener Band von mäßigem Umfang, wenn er zufällig erhalten bliebe, auch in fernsten Zeiten den Forscher in den Stand setzen, sich aus ihm ein vollständiges und zuverlässiges Bild der geistigen und sozialen Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland zu rekonstruieren. Denn die Führer unserer Soldaten sind auch geistige Führer unseres Volkes, die auf den verschiedensten Gebieten der Kultur zu dienen vermögen. Der Maler v. Ullde, der Philosoph v. Hartmann, der Ethiker v. Egidy, der Historiker Joad v. Wartenburg, der Dichter Villenon, die Techniker v. Barjeval und Graf Zeppelin: sie alle sind früher Offiziere gewesen; der alte Feldmarschall v. Gölter fand den rettenden Gedanken für den Ausbau unseres Fortbildungsschulwesens.

Schon im Jahre 1835 prägte Viktor Cousin für den Hohenzollernstaat das Wort vom klassischen Land der Schulen und Kavernen und bezeichnete damit, ohne es zu wollen, einen der ersten Ruhmestitel der preussischen Monarchie. In England kam bis 1832 kein Staatsmann auf den Gedanken, den Volkschulunterricht als eine öffentliche Einrichtung zu organisieren; die obligatorische Schulpflicht besteht dort erst seit 1870. Reichlich zehn Jahre später sind durch Jules Ferry die entsprechenden Gesetze in Frankreich unter Dach und Fach gebracht worden. Wiewohl dort schon der Nationalkonvent im Jahre 1793 den Schulzwang und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts beschlossen hatte, ist bis zur dritten Republik keine der verschiedenen französischen Regierungen in der Lage gewesen, diese Gesetze zu verwirklichen. In Preußen dagegen hat schon Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1716 die allgemeine Schulpflicht verankert, die von Friedrich dem Großen im Jahre 1763 noch näher umschrieben wurde. Die Zahl der Analphabeten in unserer Armee und in den Reihen der Gegner zeigt deutlich, daß es nicht anders, daß wir den Vorprung im Volksschulwesen bis heute behauptet haben. Für Frauenbildung hat kein Staat größere Aufwendungen gemacht als Preußen. Die Arbeit, die über den Elementarunterricht hinaus für das ganze Bildungsweien von der Differenzierung der Bildungswege in den Mittelschulen bis zu den Technischen Hochschulen und den höchsten Organisationen der Wissenschaft, den Forschungsinstituten, geleistet wurde, macht sich begabt; denn sie verbürgt uns den Sieg.

So trug schon die alte Monarchie in Preußen zunächst für die Belehrung der Untertanen über ihre Pflichten Sorge, während man in England und Frankreich mit den Rechten der Bürger begann, ohne ernstlich an ihre Aufklärung zu denken. Und doch haben diese preussischen Herrscher in ihren Staaten eine der wesentlichen Grundlagen unserer Kultur, die Gewissensfreiheit, in einem Umfang sichergestellt, wie sie auch von den vielgerühmten Menschenrechten nicht besser formuliert werden konnte. Diese Denkfreiheit ist kein Erzeugnis der Reformation; auch der Augsburger Religionsfriede hat sie nicht den einzelnen Bürgern, sondern nur den lutherischen und katholischen Reichstständen gewährt. Eben darum war es ein unerhörter Vorgang, wenn schon der Großvater des Großen Kurfürsten, Johann Sigismund, bei seinem Abtritt zum Kalvinismus (1613) gegenüber seinen lutherischen Untertanen in Brandenburg von dem ihm reichsrechtlich zustehenden als reformandl keinen Gebrauch machte, in Strazburg aber und in den Ländern der lutherischen Erbfolge den katholischen Untertanen völlig gleiche Rechte mit den evangelischen verlieh. Die Gleichstellung der Reformierten mit Lutheranern und Katholiken im Reich setzte erst der Große Kurfürst im Westfälischen Frieden durch; er übte vorbildliche Toleranz gegen die französischen Glaubensbrüder nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, wie Friedrich I. gegen die aus Sachsen vertriebenen Pfaffen, Friedrich Wilhelm I. gegen die Salzburger Lutheraner.

Friedrich der Große verkündete Religionsfreiheit ganz im heutigen Sinne schon im ersten Jahre seiner Regierung, und er übte sie während seines ganzen Lebens praktisch; wenn seine Soldaten auf den schließlichen Schlachtfeldern das Traktat der Reformation anstimmten, so lag darin die Erkenntnis, daß seine Siege die protestantische Gewissensfreiheit für Norddeutschland erst endgültig sichergestellt hatten. Diese Grundsätze sind dann nach einem kurzen Rückfall Friedrich Wilhelms II. ins Mädelertum für das neunzehnte Jahrhundert maßgebend geblieben; auch die Kulturkampfgesetzgebung enthielt keine Bedrohung für die Selbständigkeit der katholischen Kirche. Auf diesem Gebiete ist Preußens Stellungnahme vorbildlich, nicht nur gegenüber anderen deutschen Ländern, wie Österreich und Bayern, sondern auch nach dem Maßstabe der allgemeinen europäischen Verhältnisse. In Frankreich wurde das Edikt von Nantes, das sich inhaltlich mit der Staatspraxis Johann Sigismunds im ganzen deckte, durch Ludwig XIV. wieder aufgehoben, und es hat in der Revolution Ströme von Blut gekostet, bis der frühere Zustand wieder erreicht war. England vollends ist ein einseitiger Konfessionsstaat geblieben bis in das dritte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, und die Verleugung der Religiosität der Katholiken im bürgerlichen und politischen Leben ist nur der Opposition der Iren zu danken.

Damit wurde bereits eine Seite des preussischen Staates berührt, die gewiß ebenso wichtig ist wie seine militärische Unüberwindlichkeit: seine geistige Struktur, seine Elastizität, seine kulturelle Anpassungs- und Aufnahmefähigkeit. Sie ist der Grund, warum weder die französische Revolution noch das napoleonische Kaiserreich, weder die Revolution von 1848 noch spätere Ereignisse ihn je haben vernichten können. Bei Jena wurde doch nur die alte Form zertrümmert. Schon nach der Schlacht bei Leipzig stand, wie Gneisenau triumphierte, der alte Staat wieder aufrecht, und Friedrich Wilhelm III. konnte die Führung in den Befreiungskriegen behaupten. Die Souveränitätsrechte der preussischen Krone sind aber auch in der Revolution von 1848/49 ebenso entschieden gewahrt worden wie in den Jahren des Konfliktes unter Wilhelm I. Von einem vollständigen Sieg der liberalen Idee konnte in Berlin auch während des „tollen“ Jahres gar keine Rede sein. Es wurde nur ein Kompromiß geschlossen, daß sich aber, was immer man an ihm auslegen mag, später als ausreichend erwies, so daß Preußen, als es an die Spitze des geeinigten Deutschlands trat, sich von seinen der übrigen deutschen Staaten mit einem Minimum von Konzessionen begnügen konnte. Auch hat Bismarck die militärische Einigung von 1866 zeitweilig für wichtiger betrachtet als die Verträge von Versailles.



Leutnant zur See Hans Berg,

im bürgerlichen Leben Kapitän eines 4000 t. Seegeschützers in Venedig, der vielgenannte Führer des von einem deutschen Kriegsschiff im Atlantischen Ozean gekaperten und von ihm nach Nordamerika gebrachten englischen Passagierschiffes „Uppam“.

Lebens gehen die großen Linien vom Reich über die Etappen des neunzehnten Jahrhunderts, 1808, 1818, 1834, 1866, 1870, zurück auf den großen König und seinen Vater, den größten Organisator unter den preussischen Herrschern. Wir brauchen heute noch ein starkes Königtum, das über den Massen steht und von seinem Adel des Geistes oder der Geburt abhängig ist. Wir brauchen die ausgleichende soziale Gerechtigkeit, die schon in der alten Monarchie des größtmöglichen Wohlstandes der größtmöglichen Massen die Rechte der Individuen aus den Pflichten aller ableitete. Wir sehen noch heute mit dem großen Könige die vornehmste Aufgabe des Erziebers darin, Staatsbürger, nicht Weltbürger zu erziehen!

Wo es auch immer zu organisieren gilt, nie wird man sich vergeblich an den preussischen Staat wenden. Das hat die ganze Welt faktisch anerkannt, indem sie bei der Organisation des Weltpostvereins sich aufs engste an die Vorschläge des preussischen Generalpostmeisters v. Stephan angeschlossen. Militarismus bedeutet im Grunde gar nichts anderes als Organisation. Und darum steht er auch in keinem Widerspruch mit unserer Kultur, die eines Regulators bedarf. Wir wollen, anders als die Generation eines Friedrich Schiller, der Staat nicht mehr entdecken; wir wollen ihn nicht hinter den anderen Seiten unserer Kultur, als da sind Wissenschaft, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft, einberufen oder bloß als ein notwendiges Übel gelten lassen; wir geben uns auch nicht zufrieden, wenn er als gleichwertiger Faktor neben den anderen anerkannt wird. Denn wir wissen, unser Kulturstaat, der, solange die Menschen Menschen sind, auch Militärstaat sein muß, ist der Stamm des mächtigen Baumes, dessen Schäfte alle Zweige und Blüten verdorren können.

Ein vielumkämpfter Strom. / Von Georg von der Gabelenz.

Mit 7 Abbildungen nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Willy Spedtz.

Die Nacht, die sonst mit ihren Schleiern den Schlaf der Erde deckt und mit ihrer Stille die Träume der Menschheit schirmt, ist heute mit dumpfem Brausen erfüllt. Man könnte glauben, irgendwo brande in der Ferne ein Meer, und der Sturm greife seine Alforde auf einer Kieselharde. Zuweilen schlägt scharfer Donner durch das nächtliche Lärmen, wie Paukenschlägen, und irgendwo huscht der Blitzschein eines gelbweißen Lichtes über den Horizont.

Auf den Straßen, den Wegen, querfeldein über Felder und Wiesen, selbst durch das Gestrüpp des Waldes schiebt und wälzt sich um aufhaltlos das deutsche Heer nach Westen zu, gegen den Erbfeind, gegen Frankreich.

Die Mäsel liegt dahinter, nun gilt es, das Tal der Maas zu gewinnen, zu überschreiten. Und im Dunkel der Nacht, im Grauen aufdämmernden Morgens, im heißen Sonnenschein des Mittags wird an den Ufern des Flusses gerungen. Von den erbitterten Kämpfen röhren sich die graugrünen Wellen und halten gen Norden, als wollten sie dem graulichen Schauspiel entfliehen.

Die Maas wurde fast überall, wo unsere Truppen an ihre Ufer stießen, hartnäckig verteidigt. Ihre Hänge und Städte bildeten in den ersten großen Wäperrungs-damm gegen das Schreckgespenst der Franzosen, die der Welt stellen. Wie haben die Herren drüben unser Einbrechen gestoppt, in Zeitungen und Schriften wurde es angepöndelt, besprochen, beschrien, und doch haben sie den einzig vernünftigen Weg, uns in Ruhe zu lassen, nicht beschritten, sondern den Waffengang gewagt. Man hielt in Paris die Maaslinie für ganz unüberwindlich, das französische Meer für unbefleglich. Stille und Einbildung haben unsere Nachbarn arg verblendet.

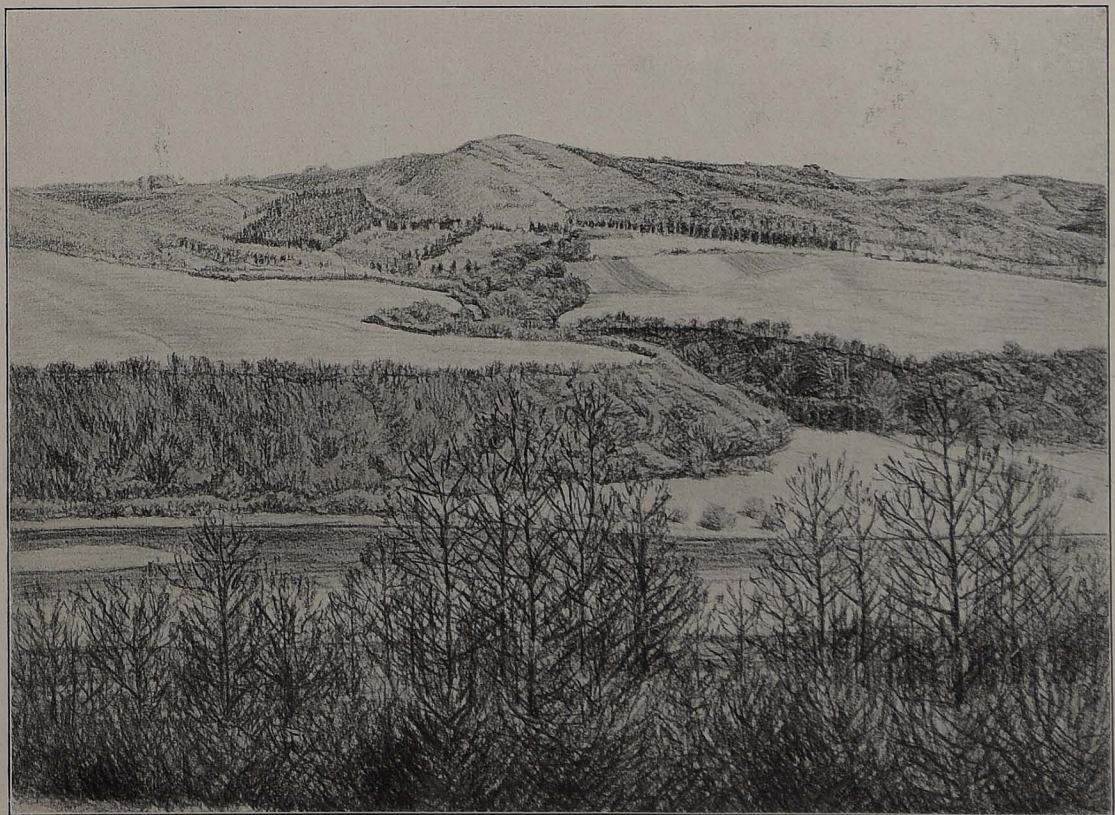
Auf französischem Gebiet war der Fluß längst durch den Ausbau von Zoll und Vermauerungen mit der Verbindung von Stein- und Eisenbrücken, zahlreicher moderner Forts zu einem schweren Hindernis geschaffen worden, an der belgischen Grenze drohte das Sperrfort Givet, und in Belgien selbst hatten französische Generale die Anlage neuerzeitlicher Werke bei Namur und Lüttich überwacht. Der Ausbau der Maaslinie hat den Franzosen Milliarden von Franken gekostet, ihre Verteidigung von ihnen Ströme von Blut gefordert. Wo unsere und die österreichischen schweren Mörser und Haubizen ihr Wort mit sprechen konnten, wurden die härtesten Betondeckungen, Steinmauern oder Panzer zu Trümmern geschossen.

Begleiten wir die Kolonnen, die in jenen Septembertagen dem Fluße zuströmten. Fruchtbare Wiesen säumen meist das Wasser ein, und wo der Krieg noch nicht seine Greuel und Schrecken entseelte, weiden an den Ufern die gekledeten Kinder der französischen Bauern, und wird ab und zu noch ein Entleerungswagen mit Geflügel beobachtet. Aber die Reute sehen alle erschrocken, finstern, verängstigt aus, keiner ist sicher, daß er sein Getreide drehen wird, daß er noch einmal den Fluß durchs Feld führen kann, daß er sein Vieh im Stall, das Dach auf dem Hause behalten wird. Denn der Wind trägt bald von hier, bald von da Stampfgetöse und Geschützdonner mit sich.

Welch großer Umgestalter einer Gegend



Blick auf den Tunnel von Fumay. Auf der Höhe über dem Tunnel Aufstellungspunkt der französischen Maschinengewehre und Feldartillerie während des Gefechts.



Landschaft an der Maas.

ist doch der Krieg! Und welch ein einbruchsreicher Maler! Die Flußläufe der Maas und der Seine können manch trauriges Lieb davon fingen.

Eine Gegend, die vielfach an die Saalelandschaften unseres lieblichen Thüringens erinnert, hat nun unter den stampfenden Tritten von Dämonen zu leiden. Den Ufern stauen sich die deutschen Speerfüßen. Kaum eine Brücke ist von den Franzosen benutzbar gelassen worden. Da ragen Pfeiler, und an ihnen hängen die eisernen Gerüste der Fährbahn ins Wasser herab, andere Pfeiler sind in sich zusammengeklüppert, und die Flut umspült und umrauscht sie wie kleine Inseln. Da gibt es heiße Arbeit. Die Bioniere müssen heran, schwere graue Wagen mit allerlei Gerät, Pontons raseln herbei, und während die Geschütze mit dem heißen Zorn ihrer Granaten den Feind von den Ufern drüben zurückzuwerfen suchen, geht drunter auf den Wiesen oder auch an schmalen Steilhängen ein emsiges Sägen, Hämmern, Bauen los. Holz liefern die Wälder in Menge, aber auch mancher schöne Alleebaum fällt den Eisenzähnen der Säge zum Opfer und muß es sich gefallen lassen, daß deutsche Fäulnis ihn als Stützpfiler in den Grund der Maas tammeln.

Während aber an einer Stelle eine Holzbrücke Meter für Meter sich gegen das feindliche Ufer vor-schiebt oder Rähne, Fische, Pontons das Wasser durchfurchen, bricht an einer andern die einstige Steinbrücke aus friedlichen Zeiten unter Staub- und Dampfswollen in sich zusammen, denn die Franzosen zerstören, was sie in der Eile zerstören können. Und doch vermag nichts unsere tapferen Truppen dauernd aufzuhalten.

Unser Gegner sucht das Zerstörungswort auch fortzusetzen, nachdem man das Land besetzt hatten. Sie ließen nämlich Offiziere und Mannschaften durch Flugzeuge hinter unsere Front führen und von ihnen Vorschläge gegen Brücken und Kunstbauten ausführen oder Spionage treiben. An bestimmten vorher verabredeten Stellen, meist einamen Wäldchen, landete der Flieger, setzte seinen mit Sprengmitteln versehenen Fahrgast ab und flog dann eilig wieder davon, um nach einigen Tagen den Spiegel von neuem aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Die Wachsamkeit unserer Leute verhinderte freilich in fast allen Fällen die Tätigkeit der Spione, viele wurden gefangen, und die Leute, die ihnen Unterschlupf gewährte oder Vorwand geleistet hatten, wurden nach dem Kriegsgefechten mit dem Tode bestraft. Unsere braven Landstürmer, denen die Bewachung der Brücken und Tunnel anvertraut war, hatten keinen leichten Dienst, und das Vaterland kam ihnen für ihr pflichttreues Durchhalten nicht dankbar genug sein.

Die Wellen des Flusses könnten viel erzählen. Bald eilen sie an reichen Dörfern, fruchtbaren Wiesenrändern und jenen fast undurchdringlichen Laubwäldern vorüber, die den Franzosen so sichere Unterschlupf boten, bald aber wandern sie auch unter Stätten der Verwüstung hin. Rausgeschwätzte Mauern stürzen ins Wasser, wo sich einst Landhäuser in Fluten spiegeln, Spaziergänger der schönen Gegend ertrinken, Angler ihren Sport treiben. Jetzt sind die Ufer durchsurcht von den schweren



Kaisers-Geburtsstagsfeier in Brüssel am 27. Januar: Generalgouverneur Freiherr v. Bissing im Gespräch mit deutschen Veteranen von 1870/71.

(Phot. Samson, Brüssel.)



Bild auf Fort Charlemont mit gesprengter Brücke.



Bild auf Zuman vom Teufelsloch.

Wunden, die ihnen die Granaten schlugen, und oft geht herüber und hinüber vom rechten zum linken Ufer das Singen der Geschosse wie eine höllische Symphonie, und die blühenden Sterne der krepierenden Granaten und Schrapnells blinken aus den nächtlichen Fluten zurück, in denen sonst die friedlichen Himmelssterne sich badeten.

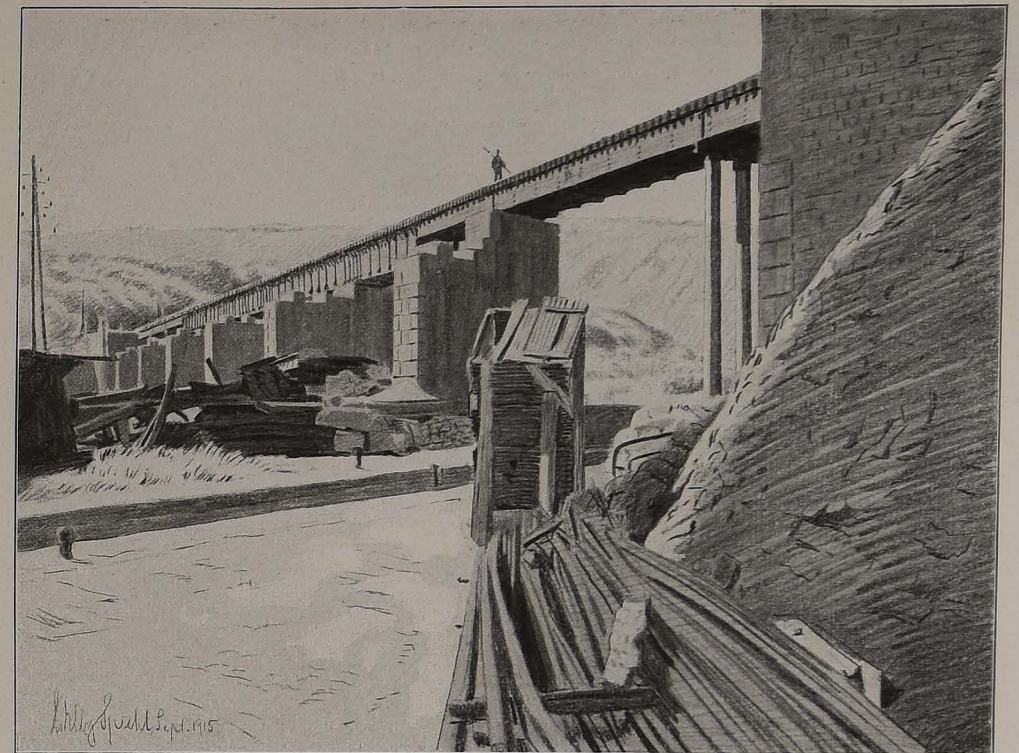
Mit ehrfürchtigem Schauer folgt der Mensch den Spuren, auf denen Dämon Krieg über jenes Flusstal dahintobte. Es will zuweilen scheinen, als habe er sich gerade die lieblichsten und reichsten Gegenden ausgegüht, um ihnen die Spuren seiner Taten einzugraben. Oder sind sie nur hier am deutlichsten zu sehen und am schwersten zu heilen?

Hügel, auf denen der Wind durch die Kronen hundertjähriger Buchen und Eichen geht, fallen mit Steilhängen und Felsstufen zum Flusstal ab, Wiesengründe säumen die Ufer und schmiegen sich zwischen Bergtuppen ein, und die Dächer und Türme von Städten und Dörfern befehen sich im rauschenden Wasser. Und wie oft ist auf diesem uralten Kampfgebiet zwischen Deutschland und Belgien befehen sich im rauschenden Wasser. Und wie oft ist auf diesem uralten Kampfgebiet zwischen Deutschland und Belgien befehen sich im rauschenden Wasser. Und wie oft ist auf diesem uralten Kampfgebiet zwischen Deutschland und Belgien befehen sich im rauschenden Wasser.

Dinant, wo die sächsische Armee den Fluß überschritt, kann von solchen erbitterten Kämpfen berichten. Augenzeugen schildern den Übergang über die Maas durch die tapferen deutschen Truppen als einen der bösesten Tage des Feldzuges.

Der Fluß strömt hier zwischen steilen Ufern in ziemlich engem Tal. Bis in die Nacht hatte der Kampf getobt. Dann waren die Belgier und Franzosen auf das linke Ufer zurückgegangen. Es galt, ihnen auf den Fersen zu bleiben.

Steil fallen die felsigen Ufer zum Fluß ab, und sie lagen obendrein im Bereich der feindlichen Geschütze und Gewehre. Ein Hagel von Geschossen prasselte und pflügte herüber. Die Ufer standen im grellen Schein der Flammen, die aus Dinant emporströmten und einen Funkenregen über die Gegend warfen. Dazu war das ganze Tal erfüllt mit Rauchschwaden krepierender Granaten, dem Qualm und Funkenregen brennender Häuser,



Brücke St. Joseph bei Zuman.



Durch feindliches Flugzeug abgegriffen französischer Bionier, der beauftragt war, eine in der Nähe befindliche Eisenbahnbrücke zu sprengen, und der vom deutschen Landsturm gefangen genommen wurde.

dem betäubenden Lärm des Kampfes. Man sei in das einst so liebliche und stille Maastal hinabgestiegen wie in einen von Dante beschriebenen Höllentritt, so schildert ein Teilnehmer die Stimmung jenes nächtlichen Übergangs.

Wenn auch nicht ganz so schlimm wie in Dinant, so ging es doch auch an anderen Stellen des Maastals böse genug zu, wenn es das feindliche Geheiß zu erzwingen galt, und die Franzosen und Belgier stützten ihre Verteidigung nicht nur auf den Fluß selbst, vor allem die ihn beherrschenden Hügel, Engpässe und Bahnabschnitte waren beliebte Stellen, an denen der Widerstand besondere Stütze fand. So hatten sie z. B. bei dem Städtchen Zuman, das auf drei Seiten im Bogen von der Maas umflossen wird, über steil abfallenden Felsabhängen Feldgeschütze und Maschinengewehre aufgestellt, die das enge Tal und die dort in einen Tunnel mündende Bahn von Charleville nach Namur beherrschten.



Von den Franzosen zerstörte Zugbrücke bei Revin.

Zur Zeit ist die ganze Maas, von Verdun abwärts bis zur holländischen Grenze, in deutschen Händen, und von den an Flüsse liegenden Festungen trotz allein noch Verdun. Aber auch diese Stadt wird fallen, wenn man sie zu erobern für notwendig hält. Schon liegen unsere Truppen in weitem Halbkreis dicht vor der Kette der französischen Forts.

Ist die Natur nicht von schier unerforschlicher Kraft, wenn es gilt, zerstörtes wieder aufzubauen, Wunden zu heilen, neues Leben über dem vernichteten zu schaffen? Und wo sie nicht genügt, da hilft Menschenhand. Fährt man heute die Maas entlang, steigt man an ihren Ufern hinauf, so stößt man an allen Ecken und Enden auf frisch pulsierendes Leben. Wohl gemahnen die Ruinen verbrannter Häuser an die Herrschaft des Schlachtengottes, wohl erinnern die kleinen Hügel der Soldatengräber und ihre Kreuze an Helden, die dort für das Vaterland den Tod fanden, aber schon werden sie allmählich ihrer trostlosen Stimmung entleert.

Tausend geschäftige Hände der Deutschen und Einheimischen sind dabei, in den Ortschaften planmäßig den Schutt der Zerstörung zu beseitigen. Mauern, die den Einsturz drohten, wurden vollends niedergelegt, ihre Steine mußten wo anders Löcher von Granaten ausstopfen, Dächer wurden hier abgetragen und ihre Ziegel an anderer Stelle benutzt, um unseren Leuten den Regen von ihren Quartieren abzuhalten. Neue blante Fensterstücken ersetzen in den als Unterflur benutzten Häusern die zerprügelten, in den Gärten bauen unsere Leute friedlich mit Franzosen und Belgiern Früchte und Gemüse. Die Straßen und Eisenbahnen sind fahrbar gemacht, die Granatlöcher, die den Verkehr behinderten, ausgefüllt. Aber den Gräbern selbst wachsen Blumen und gaudeln Schmetterlinge, wie über den Beeten friedlicher Gärten.

Auch die französische und belgische Bevölkerung des Maastales genießt den Frieden, den ihr unsere vorwärts drängende Heere geschaffen haben. Sie fürchten nur eins, daß die Franzosen und Engländer mit ihren farbigen Bestien von neuem die Verheerungen des Krieges über sie bringen könnten. Unterdesseu werden Herden auf den Wiesen und wagt das Getreide im Sommer auf den Feldern. Wenn man das nutzbringende Treiben unserer Leute und der angesessenen Bauern sieht, muß man lächeln über die Hoffnungen unserer Feinde, uns durch Mangel und Hunger zur Aufgabe des Krieges zu zwingen. Wir haben Frankreichs und Belgiens reichste Landstrecken zur Verfügung.

Ob die Franzosen, Engländer und ihre schwarzen und weißen Bundesgenossen aus allen Weltteilen sich wohl haben träumen lassen, daß die Herren des schönen Maastals einmal die von ihnen so frevelhaft herausgeforderten deutschen Barbaren sein würden? Vielleicht hätten sie sich nicht so töricht in den Krieg hineintreiben lassen. Jetzt hört die Welle der Maas deutsche Worte und deutsche Kommandos, auf ihren Brücken wandern deutsche Landsturmleute mit dem Gewehr im Arm, von den alten Wällen und Bastionen von Metz oder Sedan, auf den Befestigungen von Givet, Namur, Verviers, Charlemont, und wie wohl alle die kleinen Forts heißen mögen, weht die deutsche Reichsfahne unter dem Schutz deutscher Soldaten. Sie erinnert Franzosen und Belgier an die verlorene Macht und an die alte Wahrheit des Dichterswortes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“



Unsere Marine im Weltkrieg: In der Zentrale eines U-Bootes während der Fahrt unter Wasser. Nach einem an Bord des Unterseebootes entstandenen Temperagemälde des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

Die deutsche Landwirtschaft im Jahre 1915. / Vom Geh. Hofrath Prof. Dr. Richter, Leipzig.

Jedem Bewohner des Deutschen Reiches ist seit Ausbruch des Krieges in immer steigendem Maße die Bedeutung klar geworden, die der heimischen Landwirtschaft für die Versorgung von Volk und Heer mit den unentbehrlichen Nahrungsmitteln zukommt, weil unserem Vaterlande seit August 1914 die Zufuhr dieser und anderer Stoffe aus dem Auslande entweder ganz oder zum großen Teile abgeschnitten ist. Wenn sich diese Verhältnisse auch neuerdings günstiger gestaltet haben, wenn jetzt nicht unbeträchtliche Mengen von Brotgetreide und Futtermitteln aus dem Südosten Europas zu uns gelangen, so bleibt das einzig sichere „in der Ercheinungen Glück“ doch immer die Erzeugung im eigenen Lande.

Will man die Frage zutreffend beantworten, ob von der deutschen Landwirtschaft ihre Pflicht erfüllt worden ist, die Erzeugung innerhalb des Möglichen zu steigern, so hat man sich zunächst zu vergegenwärtigen, daß der Erfolg des Gewerbes der Bodenbauer in höchstem Maße auch von Umständen beeinflusst wird, die weder der einzelne Mensch noch die Gesamtheit der Menschen in der Hand hat, das ist das Wetter. Alle Sorgfalt und Fähigkeit und Arbeit des Landwirthes haben keine entsprechende Wirkung, wenn nicht der Himmel durch günstiges Wetter seinen Segen gibt. Und im Jahre 1915 hat es für viele Gebiete unseres Vaterlandes an einem reichen Maße dieses Segens gefehlt, weil in den Monaten Mai und Juni die Regenmenge viel zu gering und infolgedessen das Wachstum sehr vieler Früchte stark vermindert war. Welcher hoher Grad der Trockenheit in den genannten Monaten geherrscht hat, ergibt sich z. B. aus den Aufzeichnungen, die auf dem Versuchsfelde des landwirtschaftlichen Institutes der Universität Leipzig gemacht worden sind. Die Regenmengen, die in den Monaten Mai und Juni im Durchschnitt der zehn Jahre 1905 bis 1914 und im Jahre 1915 gefallen sind, waren folgende:

	Mai	Juni	Zusammen
1905/14	59,0	65,3	124,3 mm
1915	17,3	30,1	47,4 „

Die geringe Niederschlagsmenge 1915 ist dadurch noch verschärft worden, daß es vom 19. Mai bis zum 26. Juni, demnach im Laufe von fünfeinhalb Wochen, nur 1 mm geregnet hat, ein Betrag, der auf das Wachstum der Früchte gar keinen Einfluß ausübt. Dabei ist zu bedenken, daß der Mai und der Juni die Hauptwachstumsmonate sind, und daß die alte Regel, der Mai müsse „kühl und naß“ sein, wenn die Ernte befriedigen soll, auch heute noch ihre volle Gültigkeit hat.

Unter dem Regenmangel des Vorjohrs 1915 haben besonders die Futtergewächse, so der Klee, dann das Sommergetreide, vor allem der wasserbedürftige Hafer, aber auch die Rüben gelitten, während dies für das Wintergetreide und die Kartoffeln wegen anderer Wachstumsbedingungen bei diesen Früchten weniger zutrifft. Der durch die Trockenheit hervorgerufene Mangel an Futter hat die Milchergiebigkeit



Feldmarschallleutnant Ignaz Trollmann, der Erstürmer des Lowcen

der Rube ungünstig beeinflusst, und die gegenwärtige Knappheit an Milch und an Butter ist zum Teil auf diese Verhältnisse zurückzuführen.

Von einer wirtschaftlichen Mangel im ganzen Deutschen Reich und für alle Früchte kann man jedoch nicht sprechen, weder im Jahre 1915 noch überhaupt. Dazu sind die klimatischen und die Bodenverhältnisse in unserem Vaterlande sowie die Ansprüche der einzelnen Kulturgewächse an das Wetter, man kann sagen glücklicherweise, zu verschieden. Es kann sich immer nur um einzelne, allerdings mehr oder weniger umfangreiche Gebiete und um eine größere oder geringere Zahl der Früchte handeln. Eine Tatsache steht aber fest, die nämlich, daß die beiden wichtigsten Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, das Brotgetreide und die Kartoffeln, wenn auch nicht in reichlicher, so doch bei sorgsamem Gaushalten in ausreichender Menge gewachsen sind und, was ebenfalls sehr wichtig ist, zu keineswegs hohen Preisen zur Verfügung stehen. Im allgemeinen ist der Umfang der Erzeugung in der heimischen Landwirtschaft trotz der durch den Krieg geschaffenen, noch näher darzulegenden Schwierigkeiten nicht vermindert worden, soweit nicht die Naturgewalten, das heißt das Wetter, Grenzen gezogen haben. Zahlenmäßig können freilich die im Jahre 1915 geernteten Mengen der verschiedenen Früchte, demnach auch des Brotgetreides und der Kartoffeln, nicht angegeben werden, weil darüber nichts Sicheres bekannt geworden ist.

In vollem Umfange ist auch vor dem Kriege der Bedarf der heimischen Bevölkerung an Brotgetreide nicht gedeckt worden. Das ergibt sich aus den Ein- und Ausfuhrzahlen z. B. in den Jahren 1912 und 1913. Wenn man Roggen und Weizen nicht getrennt betrachtet — in Kriegzeiten ersehen sich diese beiden Körnerfrüchte gegenseitig — und wenn man das Mehl sowie die Grütze usw. auf Getreide umrechnet, so ist die Mehreinfuhr 1912 1,2, 1913 aber nur 0,15 Mill. Tonnen gewesen. Bei günstigem Ausfalle der Ernte, und 1913 war das in hohem Maße der Fall gewesen, ist demnach der Bedarf des deutschen Volkes an Brotgetreide durch die Inlands-erzeugung fast vollständig gedeckt gewesen.

Für die erfreuliche Tatsache, daß die Erzeugungskraft der deutschen Landwirtschaft beständig wächst, und daß sie sich auch im Kriegsjahre 1915 so vortrefflich bewährt hat, sind neben der praktischen Tätigkeit und dem Fleiße des deutschen Landwirthes vor allem zwei Ursachen maßgebend, das ist die allgemeine und bis in die Kreise der kleinen Landwirte wirkende ausgezeichnete Fachschulbildung und ferner die Ausbreitung des zwar nicht nur, aber doch besonders für diese Kreise wichtigen genossenschaftlichen Zusammenschlusses. In keinem Lande der Welt, abgesehen vielleicht von der amerikanischen Union, ist für das landwirtschaftliche Unterrichtsweisen in solchem Umfange und so gründlich gesorgt wie im Deutschen Reich; jeder Landwirt, der größte wie der kleinste, hat in den Schulen der verschiedenen Stufen, daher auch auf den Universitäten

und Hochschulen, die Möglichkeit, sich wissenschaftliche Kenntnisse innerhalb derjenigen Grenzen anzueignen, deren er für seine Verhältnisse bedarf. Wer die Fortschritte unserer Landwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren verfolgt hat, wer sieht, wie das Bestreben für die bei der landwirtschaftlichen Erzeugung stattfindenden Vorgänge sowie für den Zusammenhang der Erscheinungen auch bei den Leitern der kleinen Betriebe gewachsen ist, der erkennt den großen Fortschritt in dieser Beziehung, und der Erfolg dieser Tatsache hat sich gerade im Kriegsjahre glänzend herausgestellt.

Daß die genossenschaftliche Vereinigung, die dem kleinen Landwirte die Teilnahme an den Vorzügen des Großbetriebes ermöglicht, ein Rückgrat der Landwirtschaft ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften im Deutschen Reich am 1. Januar 1915 sehr groß gewesen ist, nämlich 28488, und daß sogar im Kriegsjahre eine Zunahme stattgefunden hat, indem ihre Zahl am 1. Januar 1916 28652, demnach um 164 größer gewesen ist als ein Jahr vorher.

Wenn man von den Leistungen der deutschen Landwirtschaft im jetzigen Kriege spricht, darf man die Arbeit der Frau in den kleinen, aber auch in den großen Betrieben nicht vergessen. Häufig verrichtet die Frau die Arbeit des Mannes, und zwar gilt das sowohl von der Leitung des Betriebes als auch von der Leistung der schweren körperlichen Arbeit. Ohne die Tätigkeit auch der Landwirthsfrauen hätte im Kriege das Maß der landwirtschaftlichen Erzeugung nicht auf der gewünschten und so notwendigen Höhe erhalten werden können.

Eine wesentliche Stütze für die in der Hauptphase geregelte Fortführung des landwirtschaftlichen Betriebes sind die gegenüber den Friedenszeiten teilweise erhöhten Preise, die für viele der von der Landwirtschaft hervorgebrachten Gegenstände entweder von den Behörden festgelegt worden sind, oder die sich im freien Verkehr herausgebildet haben. Das gilt vor allem für das Getreide und die Milch sowie für die meisten Arten des Viehwirtschafts. Wer aber deshalb der Ansicht sein würde, daß sich die Landwirtschaft nun in sehr günstiger Lage befände, der würde im Irrtum sein. Denn sie hat, gerade auch infolge des Krieges, mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dies sind namentlich die folgenden.

Durch die Beschlagnahme der Mehrzahl der in der Landwirtschaft hervorgebrachten und teilweise von ihr auch wieder verwendeten Erzeugnisse ist dem Landwirte die freie Verfügung über diese Gegenstände entzogen und dadurch der Betrieb in vielen Fällen sehr erschwert; es braucht nur an die Kartoffeln erinnert zu werden, die vielfach für den Betrieb selbst notwendig sind.

Ferner hat sich der Mangel an menschlichen Arbeitskräften, an denen es schon in Friedenszeiten vielfach fehlte, im Kriege noch erheblich verstärkt, weil sowohl fast alle jüngeren als auch die im besten Alter stehenden Männer im Heere Dienst tun, und weil daher jetzt dasselbe Maß der Arbeit von älteren Männern, Frauen und Kindern verrichtet werden muß. Die Verwendung von Kriegsgefangenen, die in einzelnen Fällen, besonders im Großbetriebe, nicht geringen Wert hat, ist für die sehr große Zahl der Kleinbetriebe nicht von erheblicher Bedeutung.

Weiter ist die Zahl und die Beschaffenheit der tierischen Arbeitskräfte erheblich vermindert. Denn die wirklich brauchbaren Pferde haben nämlich an das Heer abgegeben werden müssen, die zurückgebliebenen und die etwa neu eingestellten Tiere sind meistens trotz ihres hohen Preises nur wenig leistungsfähig. Die Möglichkeit, daß man an Stelle der Pferde Ochsen verwenden kann, bietet infolgedessen nicht viel Vorteil, als der Preis auch dieser Viehtiere im letzten Jahre stark gestiegen ist. Für Ochsen, die früher 500 bis 600 M kosteten, wurden 1915 1200 $\mathbf{M}$ und mehr bezahlt. Heute ist ihr Preis noch höher.

Die Schwierigkeiten in der regelrechten Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes werden noch erhöht durch die hohen Preise für die Bedarfsgegenstände der Landwirtschaft, so für die künstlichen Düngstoffe, besonders aber für die künstlichen Futtermittel. Um für jene Gruppe nur einige Beispiele anzuführen, so kostete vor dem Kriege 1 kg Stickstoff im Chileischen Salpeter und im schwefelreichen Ammoniat durchschnittlich 1,50 M ; jetzt ist nach der neuesten Verordnung des Bundesrates der Preis für den Stickstoff im Ammoniat-Superphosphat — Chileischen Salpeter gibt es nicht mehr — auf 2,10 M festgelegt worden, und ähnlich liegen die Verhältnisse bei allen übrigen, namentlich bei den Stickstoff, aber auch zum Teil bei den anderen Stoffen, z. B. die Phosphorsäure, enthaltenden Düngemitteln. Am wenigsten sind die Preise für das Rali

gestiegen, das nur in Deutschland, aber sonst nirgends in der Welt im großen, d. h. bergmännisch, gewonnen wird, und dessen Preis für 1 kg im sogenannten Hartfalg bisher 10 Pf. war, jetzt aber 11 1/2 Pf. ist. Man erkennt hieraus wieder die hervorragende Wichtigkeit, die der Erzeugung der notwendigen Bedarfsgegenstände im eigenen Lande zukommt.

Noch mehr verschärft sind diese Verhältnisse bei den künstlichen, den sogenannten Kraftfuttermitteln. Der Mais, dessen Preis im Frieden 15 M für 1 dz war, kostete im Jahre 1915 im freien Verkehr 70 bis 100 M , und wenn auch der jetzt aus Rumänien bezogene Mais für 50 M abgegeben wird, so ist auch dieser Preis immer noch mehr als dreimal so hoch wie im Frieden. Die besonders für das Rind verwendeten Kraftfuttermittel, die Mischstäbe der Elgwinning aus ausländischen, den Erbsen, den Palm-, den Kollas- usw. samen, haben infolge der außerordentlich verminderten Zufuhr eine sehr bedeutende Preissteigerung erfahren, wodurch der Preis auch fast aller übrigen Futterstoffe erhöht worden ist. Während z. B. 1 dz Erbsen früher 16 bis 17 M kostete, bezahlt man dafür heute 50 M und mehr.

Dabei hat man sich zu vergegenwärtigen, daß Kraftfuttermittel für die tierische Erzeugung, mag es sich um Fleisch und Fett, wie beim Mastvieh, oder um Milch, wie bei den Kühen, handeln, wegen ihres hohen Eiweißgehaltes eine notwendige Ergänzung des den Nutztieren gereichten, im heimischen Betriebe erzeugten und meistens eiweißärmeren Futters, des Heues und des Strohens, der Wurzelfrüchte und der Rüfstände der landwirtschaftlichen Gewerbe, namentlich der Zuckergewinnung, bilden. Es ist z. B. nicht möglich, wachsende Schweine nur mit den zwar sehr stärkeren, aber eiweißarmen Kartoffeln zu mästen oder von den Milchfühen entsprechende Mengen von Milch ohne die Beigabe eiweißreicher Futterstoffe zu erhalten. Deshalb ist es auch mit Freuden zu begrüßen, daß die Berichte von Erfolg begleitet zu sein scheinen, die die Gewinnung von Heie, einem im trocknen Zustande reichlich 50 Prozent Eiweiß enthaltenden und als Futter geeigneten Stoffe, zum Gegenstand haben.

Um so mehr beweist es aber die Tätigkeit und den Fleiß unserer Landwirtschaft, daß sie trotz des Mangels gerade an den eiweißreichen Futterstoffen die tierische Erzeugung wenigstens in dem jetzigen Umfange aufrechterhalten hat. Möglich ist dies auch nur dadurch geworden, daß man sowohl den Nährwert aller vorhandenen Futterstoffe durch entsprechende Behandlung erhöht als auch alle Erzeugnisse heranzieht, die für diesen Zweck irgendwie verwendbar sind, so die Eichen, die Bucheckern und die Kollastanen, ferner die Samen verschiedener Unkräuter, wie des Sederichs, des Wegerichs, des Anöterichs, der Melde, dann Unkräuter in grünem oder getrocknetem Zustande, wie die Aderwinde, die Schafgarbe, die Brennnessel. Auch das sonst als Futter nicht mehr beachtete Kartoffelfutter wird, besonders nach entsprechender Zubereitung, jetzt vielfach wieder für die Jucke benutzt. Das friedenthatliche Strohmehl hat sich, nebenbei bemerkt, als Futter nicht bewährt, weil das mit großen Kosten verbundene pulverfeine Mahlen des Strohes, wie vorausgesehen war, seine Verdaulichkeit nicht erhöht.

Noch vor eine sehr wichtige Aufgabe stellt sich die deutsche Landwirtschaft im gegenwärtigen Jahre gestellt, das ist die Erzeugung genügender Mengen von Zucker. Während im Frieden das Deutsche Reich rund 1,1 Mill. t Zucker, das heißt etwa die Hälfte der heimischen Jahreserzeugung, ausfuhrte, und während uns im Herbst 1914 noch recht große Mengen dieses Stoffes zur Verfügung standen, sind die Vorräte heute sehr stark zusammengeschmolzen. Das hat seinen Grund sowohl in der sehr umfangreichen und notwendigen Verwendung des Zuckers bei der Ernährung des Menschen, besonders als Ersatz des Fetts, ebenso als Beigabe zum Futter der Nutztiere, als auch in der durch den Mangel an menschlichen Arbeitskräften im Jahre 1915 erfolgten etwa 30 Proz. betragenden Einschränkung der mit Rüben bebauten Flächen wieder auf die frühere Höhe gebracht wird. Die dafür zu ergreifenden Mittel können hier nicht erörtert, auf ihre Bedeutung sollte aber hingewiesen werden.

Aus allen vorstehenden Darlegungen ergibt sich, daß die deutsche Landwirtschaft sich auch im Kriegsjahre 1915 erfolgreich bemüht hat, ihre gegenüber dem Vaterlande in der Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel bestehende Pflicht zu erfüllen. Sie wird dieser Aufgabe, soviel an ihr liegt, und wenn ihre Arbeit vom Wetter nur einigermaßen begünstigt wird, zweifellos auch im Jahre 1916 gerecht werden.



Von Belgrad bis Cetinje I: General der Infanterie Hermann Kövess v. Kövessháza, der ruhmreiche Führer der österreichisch-ungarischen Balkanarmee, der sieben vom Deutschen Kaiser mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet worden ist.

Im Felde nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Ahmann. Mit dem eigenhändig unterschriebenen Porträt des verdienten Generalführers eröffnen wir die neue Bilderreihe „Von Belgrad bis Cetinje“, die eine Reihe der bedeutendsten Ereignisse des ganzen Balkanfeldzugs, den Richard Ahmann als unser Sonderzeichner von Anfang an mitgemacht hat, vor Augen führen wird.



Blick auf die innere Bosche mit dem Lovcen

R. Ahmann
Belgrad
6. Jänner 16.

Blick auf den von den österreichisch-ungarischen Truppen am 10. Januar nach dreitägigen schweren Kämpfen erlundenen Lovcen, die 1759 m hohe wichtige montenegrinische Bergfeste. Nach einer Zeichnung des zum Balkan-Kriegsbeobachter entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Ahmann.

Zur Niederwerfung Montenegros durch unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen.

Durch Serbien und Bulgarien.

Von Johann v. Oppen.
Eine Woche, bevor der erste Orientzug die alte Linie Belgrad-Nisch-Sofia durchfuhr und der Welt zeigte, daß die Strecke Berlin-Konstantinopel wieder frei ist, legte ich denselben Weg zurück, nicht ahnend, daß der Tag ihrer offiziellen Eröffnung durch die Kapitulation Montenegros und gleich darauf durch die Begegnung der beiden siegreichen Monarchen Deutschlands und seiner neuen Verbündeten eine welthistorische Weihe erhalten würde. Als ich spät abends auf der letzten ungarischen Station Semlin eintraf, spiegelten sich die Lichterfetten des am anderen Donauufer anstehenden Belgrad auf der breiten Wasserfläche, ein Trugbild tiefen Friedens, dem erst der nächste Morgen den Schleier wegzog. Nachdem wir noch bei Nacht die gewaltige, eben wiederhergestellte Eisenbahnbrücke über die Save kurz vor ihrer



Gefangene Montenegriner auf der Straße vor Cetinje.

Zwar hatte auch hier die Samariterhand der Eroberer im Verein mit den Einwohnern helfend und verbindend eingegriffen; viele der zerstörten Ladeneingänge, die Fronten öffentlicher Gebäude und zertrümmerte Fenster waren verschalt, Granatlöcher mit Backsteinen ausgefüllt, ja sogar ein amtlicher österreichischer Fleischverkauf für die Zivilbevölkerung war eingerichtet. Die schmutze Oberstadt mit ihren zwei modernen Straßenzügen, von denen der Blick beiderseits durch Quergassen auf die weiten Wasserflächen der hochgeschwollenen Donau und Save und ihres Überschwemmungsgebietes schweifte, hatte weniger gelitten, namentlich nach Süden zu, wo das große, elegante Gemiet des Konat mit dem unvollendeten Neubau nur ein zerbrochenes Gitter und ein paar gestülpte Granatlöcher zeigte. An dieser Stätte des Unheils war noch vor wenig Jahren das Blut des Königs Alexander und der Königin Draga von Mördern in Offiziersuniform vergossen worden; hier waren die Häden des Mordanschlags von Serajewo zusammengekauft, von hier war der neue König wohl auf Nimmerwiedersehen entflohen, ehe der Palast und das dahinter auf mächtigem Granitsockel stolz emporsteigende neue Sobraniegebäude vollendet war — das trauige Symbol serbischen Größenwahns am Rande von Feldern, Kirchhöfen und wüsten Bauwägen.

Nach Norden zu, wo der Landrücken der Stadt ipis gegen Donau und Save vorstößt und schließlich in den Park Kallimegdan und die alte Färtenfestung mit dem Prinz-Eugen-Dor ausläuft, mehren sich die Spuren der Zerstörung zweier Eroberungen. Hier sah Schutz und Schutz in den vielfach ausgebrannten Gebäuden. Zu den Artillerietreffen gesellten sich die tausend kleinen Spuren der Infanteriegeschosse, alte Granatlöcher und Batteriestellungen vom Herbst 1914, mit Unkraut überwuchert, waren neu aufgewühlt, Schutthalben hingen von den Balfionen in die tiefen Gräben hinab, und auf der Zitadelle flatterte die deutsche und die österreichische Fahne. Von dieser Landspitze, die jäh zu dem tief darunterliegenden Uferaum abfällt, bot sich ein unergelicher Blick, den auch kürzlich unser Kaiser genossen hat, über die weiten Wasserflächen hin, die die ganze Niederung bis an den Horizont bedecken. Aus ihnen taucht nur eine Reihe bewaldeter Inseln hervor, gegenüber die berühmte Kriegsinfel, von der die Österreicher den Übergang an den Fuß der Zitadelle erzwingen, weiterhin der Höhenrücken von Semlin und weitab links rückwärts die Zigeunerinsel, von der aus das Korps des Generals v. Falkenhayn, des Bruders unseres Generalstabschefs, die Save im serbischen Feuer forciert hat. Und zwischen beiden Landrücken zieht sich der faden dünne Eisenbahndamm mit dem Maschenwerk der Eisenbrücke und die fast 4 km lange, von österreichischen Pionieren erbaute Kriegsbrücke, die auf 18 mächtigen Donauschleppschiffen und zahllosen Pfahlrosten

ruht, bis vor kurzem die einzige feste Verbindung zwischen beiden Ufern. Sie wird täglich für Handelschiffe, namentlich die rumänischen Korn-dampfer, durchzulassen.

Eine kleine Moschee aus der Zeit Sultan Solimans des Prächtigen gemahnt noch an die Tage, da der Halbmond hier herrschte; sie und die Inschriften an den Häusern in zyrillischen Buchstaben sind für den von Norden Kommenden das erste Wahrzeichen einer fremden Welt. Auf dem Marktplatz herrscht buntes Treiben von Landeuten in ihren malerischen Trachten: Männer und Weiber in Sandalen, mit buntestickten Leder- oder Leinentitteln und -mänteln, darunter bei den Männern rote Gürtel, auf dem Kopf oft der Fes oder Turban, bei den Frauen große blinde, schön ziselierte, flügelartige oder freisrunde Gürtelschnallen, Schürzen mit aufgestickten leuchtenden Blumenmustern und mehrfarbig gestreifte Röcke, die sie rechts und links kunstvoll raffen.



R. u. f. Oberleutnant Schweinbach, der mit seiner Abteilung als Erster Cetinje besetzte.

Mündung in die Donau passiert hatten und in den umfangreichen Bahnhof eingelaufen waren, auf dem schon wieder reger Betrieb herrschte, kam uns ein Trupp von etwa 200 verwundeten oder kranken serbischen Kriegsgefangenen entgegen, die in einen österreichischen Lazarettzug aufgenommen wurden — fast ausnahmslos Bilder des Elends in zerlumpten Uniformen, noch häufiger Zivilkleidern, darüber ein zerrissener brauner Soldatenmantel und an den Füßen die landesüblichen schlürfenden Sandalen, Lumpen, von Entbehrungen und Enttäuschungen geblöhte Gesichter, darunter Greise und halbwichige Knaben, zum Teil auf Bahnen gerollt oder an Stöcken und Krücken humpelnd, die letzten der dem aussichtslosen Kampfe Entkommenen. Auch die Stadt, zu der wir auf schrecklich zerfahrenen Wegen emporkommen, war krank und wund, namentlich auf dieser Seite, wo der Sturmangriff erfolgt war. Ganze Häuser waren von Granatenvolltreffern in Schutt gelegt oder liegen durch ihre aufgerissenen Wunden den Blick in das zerstörte Innere frei.



Erbeutete montenegrinische Geschütze im Arsenal von Cetinje.

Zur Waffenstreckung Montenegros.



Montenegrinischer Hauptmann.

Und über der Schulter ein Stod mit Wistnoten an beiden Enden, auf denen die bestickte Markttasche, Geflügel und Waren wippen wie auf pompejanischen Wandbildern.

Der Orient umgibt uns und läßt uns nicht wieder frei. Durch des Bergland mit dürrigen Walsfeldern und kleinen Dörfern, meist aber mit Viehtriften bedeckt, die bei guter Bestellung reichen Anbau verheißen, über mächtige, von unseren Pionieren wiederhergestellte Viadukte leucht die eingleisige Bahn in langsamer Steigung, bis die frühe Dunkelheit des Wintertages hereinbricht und die Kälte des rauhen Berglandes sich empfindlich fühlbar macht. Der nächste Morgen tagt über der weiten, von einem Halbmond hoher Schneeberge umgebenen Ebene von Nisch, der Geburtsstadt Konstantins des Großen, jetzt ein malerisches orientalisches Nest mit schlammigen, holperigen Gassen, deren lauterwelsche Namen für unsere Soldaten durch laubere Holzsilber erlebt sind, die die Namen deutscher Fürsten, Prinzen, Heerführer usw. (nicht zu vergessen unseren Zeppelin) tragen. Eine schlanke Eisen-



Zur Waffenstreckung Montenegros: Bild auf Podgoritz, den bedeutendsten Waffenplatz in Mittelmontenegro, der vor der Besetzung durch die österreichisch-ungarischen Truppen am 23. Januar der Schauplatz von Bürgerkämpfen zwischen Montenegrinern und Albanesen war. Nach einer Zeichnung von M. Chelius.

bräde spannt sich über die lehm- gelbe Faserika zu dem alten, bau- fälligen türkischen Kaffeehaus, das kürz- lich die denkwürdige Parade vor unserm Kaiser und dem Jaren Ferdinand gesehen hat. Vor dem maurischen Tor mit Zinnen und arabischen Schriftzeichen auf blau glasierten Tonsiebeln hielten bulgarische Soldaten und ein deut- scher Husar zu Pferde die Nacht — eine jener überraschenden Völter- und Kulturmischungen, wie sie die- ser Weltkrieg so häufig herbeiführt. Aus dem Städtchen selbst ragen die schlanken Minarette kleiner Moscheen und die fünf Ruppeln einer großen, griechischen Kirche empor, die sich schloßweis von dem düstern Schneehimmel abheben. Und auf den Straßen herrscht ein noch weit bunteres Leben als in Belgrad, farbige Bauernwagen mit wilden, zerlumpten Gestalten darauf, bulgarische Kompagnien, die in strammem Gleichschritt vor- beimarschieren, gedrängte, kräf- tige Gestalten, deren dröhnender Gang einen stürmischen Elan hat, bedrückte serbische Gefangene in ihren Bahrtrennwagen, die wie riesige verfilzte Perlen aussehen, und dazwischen überall unsere Felda- grauen, Offiziere und Mannschaften, Etappen- und Fronttruppen aus allen deutschen Gauen, deutsche Lastautos und bulgarische Dschin- wagenkolonnen, und am Stadt- eingang von Bulgarien her ein improvisierter Triumpfbogen, durch den Jar Ferdinand in die alte Hauptstadt Serbiens einzog. Ich hatte das Glück, dem König auf einer kleinen Station dicht vor Niš seine hohe Gestalt mit dem flugen, lebhaften Gesicht, auf dem Glück und Unglück einer langen Regierung sich ausgeprägt haben, war trotz der Jahre ungebrochen, seine Sprache mild und väterlich. Aus seinem blauen Gehör herausgeleitet, grüßte er seine Soldaten, die aus unserem Zuge hinaus ihr freies Leben, ihre ersehnten Lieben, nach ging es weiter durch die Ebene längs der Nisawa, am Fuße der jetzt tief verfallenen Drenghowa Klina, des Goldkopfbirgtes, auf dessen steilen Klüften mit bulgarischen Offizieren stolz die von ihren Truppen zu Beginn des Feldzuges gestürzten serbischen Grenzstellungen zeigten, eine Tat, die selbst deutsche Truppen nicht besser vollbracht hätten. Bald ist Niš, die erste Frucht ihres Sieges und die Grenze zum Land unserer neuen Ver-



Deutsche Soldaten beim Einkauf von Tabak bei einer serbischen Straßenhändlerin.

treiben von ehemals, das nur die Ansichtskarten noch schildern. Eben- so großzügig ragt gegenüber ein im maurischen Stil gehaltenes Bad auf, das neben ein altes, zu klein gewordenen Gasse ist. Hier ist die Tradition seit den Tagen des Alter- tums nicht abgerissen — dank den heißen blaugrünen Thermalquellen, die von jeher zum Baden einluden. Auf das römische Bad hat sich das türkische aufgesetzt, auf dieses das moderne, noch immer in der Drei- teilung der antiken Räderanlage von frigidarium, tepidarium und caldarium. Es verlohnt sich, die ganze Prozedur des Schwimmbades, der Massage und des abtühnenden Schwimmbades durchzumachen, um sich den Appetit für die schmad- haften Nationalgerichte zu schärfen. Ein punktförmiges Gegenstück zu den öffentlichen Bädern bildet die freilegende, nagelneue Alexander- Newski-Rothedale mit dem strah- lenden Schmuck ihrer Mosaiken, Malereien und bunten Marmor- täfelungen, die freilich ganz nach Warchau oder Petersburg orien- tiert ist, ebenso wie das heute redi- anachronistisch wirkende große Erz- dentmal des „Arbeitsheeres“ Alexan- ders II. Neben der neuen Brun- nenkirche zerbröckelt die uralte Sophien- kirche, die der Stadt den Namen gab, mächtig in Trümmer, und über alles, Altes und Neues, hinweg- redet sich die gewaltige Schneefle- der Witoldka.



Einzug bulgarischer Truppen mit klingendem Spiel in eine Stadt.



Deutscher Landsturm auf dem Marsch durch eine mazedonische Stadt. Vom Balkankriegsschauplatz; Aus dem besetzten Mazedonien.



Deutscher Landsturm am Brunnen einer mazedonischen Stadt.

bündeten, erreicht. Hinter der Grenzstadt Zaribrod verengt sich das Fluß- tal; durch düstere Schluchten, an rauhenden Bergwässern entlang zwängt sich die Bahn und steigt zu einer Paghöhe von 760 m empor, um sich dann wieder in die weite Ebene von Sofia hinabzulassen. Die bulgarische Hauptstadt ist jünger als Belgrad; ein schmüdes europäisches Stadtviertel mit hellen levantinischen Bauten, dessen Mittel- punkt der Königspalast bildet, wächst aus dem orientalischen Landstädt- chen hervor, das Sofia noch vor zehn Jahren war. Überall spürt man die ernste, vorwärtsdrängende Arbeit eines jungen, zukunftsreichen Volkes, das in dem Gefühl: „Ich hab's gewagt!“ den Kopf hochträgt. Das Schreien, Treiben und Warten auf den Straßen vertritt sich hier, wie in so vielen südlichen Städten, sehr wohl mit elektrischen Tramwayen und Reinhaltung, jedenfalls weit mehr als z. B. in Sizilien. Ja der Hauptmarkt ist — vom malerischen Standpunkt muß man sagen: leider — in eine großzügige moderne Markthalle verwandelt, und die kleine Moschee davor steht fest vereinsamt und blickt nicht mehr auf das bunte Markt-

leichte Gefährte auch den knietiefen Schmutz der Balkan- straßen überwinden, gewaltige Wagenparks und impro- visierte Magazine, auf der verschneiten Paghöhe durch- marschierende Nachschube und Etappenstruppen: alte Bauern, die Hade und Pflug mit Säbel und Flint vertauscht ha- ben, in die Mäntel gehüllt, fin- stere, unheimliche Gestalten, die uns mißtraulich anblicken. Und dann kam der Abstieg in einen weiten, besonnten Talteßel, von einem gewaltigen Berggrund mit edelgeformten Linien und fernen Schneehäuptern bis 3000 m Höhe eingefaßt, von einer süßlichen Klar- heit der Luft, die jeden Baum, jedes weiße Haus, jede schlante Nadel der Minarette weithin erkennen läßt. Hier wie überall steht Neues und Altes unvermittelt durch- einander. Ein paar gelbe Häuser in levantinischer Bauart, ja sogar einige lezionistische Wiener Bau- ten, daneben alte Moscheen mit reizenden Bandmustern auf den Minaretten, ein verfallener Türken- turm, ein kleines türkisches Bad mit heißen Quellen, zerbrochene alt- christliche Sarkophage als Tränken, und in den engen Gassen eine bunte, bunte Bergbevölkerung, deren feindliche Neugier die sehr ener- gischen bulgarischen Gendarmen von uns abwehren. In einer verflachten süßlichen Abendstimmung verließen wir das malerische Bergneß.

Kriegschronik.

26. Januar 1916.

Die Franzosen versuchten durch eine große Zahl von Gegenangriffen die ihnen entzogenen Gräben östlich von Neuville zurückzugewin- nen. Sie wurden jedesmal, mehr- fach nach Handgemenge, abgewiesen. Französische Sprengungen in den Argonnen verschüt- teten auf einer kleinen Strecke unseren Graben, bei Höhe 285 (nordöstlich von La Chalade) besetzten wir den Sprengtrichter, nachdem wir einen Angriff des Feindes zum Scheitern gebracht hatten. Marineflugzeuge griffen militärische Anlagen des Feindes bei La Banne, unsere Heeresflugzeuge die Bahnanlagen von Loo (südwestlich von Dinuzde) und von Béthune an.

Am Görzer Brückenkopf nahmen die österreichisch- ungarischen Truppen in den Kämpfen bei Slavija einen Teil der dortigen feindlichen Stellung in Besitz und machten 1197 Gefangene, darunter 45 Offiziere. 2 Ma- schinengewehre wurden erbeutet.



Kronprinz Boris und Prinz Apyll von Bulgarien im Felde.

Die Angriffe und Annäherungsversuche der Italiener gegen die Podgora, den Monte San Michele und die t. u. l. Stellung westlich von Monalcone wurden abgewiesen. Die Vereinbarungen über die Waffenstreckung des mon- tenegrinischen Heeres wurden gestern von dem Bevollmäch- tigten der montenegrinischen Regierung unterzeichnet. Die Entwaffnung geht ohne Schwierigkeiten vor sich und wurde auch auf die Bezirke von Kolasin und Andrijevica ausgedehnt.

27. Januar 1916. In Verbindung mit einer Beschießung unserer Stel- lungen im Dinengelande durch die feindliche Land- artillerie belegten feindliche Monitore die Gegend von Westende mit ergebnislosem Feuer.

Beiderseits der Straße Wim- Neuville stürmten unsere Truppen nach vorangegangener Sprengung die französische Stellung in einer Ausdehnung von 500 bis 600 m, machten 1 Offizier, 52 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 1 Ma- schinengewehr und 3 Minenwerfer. Die Stadt Lens lag unter starkem feindlichen Feuer.

Bei Slavija brachte das öster- reichisch-ungarische Geschütz noch 50 italienische Überläufer ein. In allen Teilen Montenegros herrscht, ebenso wie im Raume von Stutari, völlige Ruhe. Der größte Teil der montenegrinischen Trup- pen ist entwaffnet. Die Bevölke- rung verhält sich durchaus ent- gegenkommend.

28. Januar 1916.

In dem Frontabschnitt von Neu- ville wurden Handgranatengriffe der Franzosen unter großen Ver- lusten für sie abgeschlagen. Einer unserer Sprengtrichter ist in der Hand des Feindes geblieben. Die Beute vom 26. Januar hat sich um 4 Maschinengewehre und 2 Schleudermaschinen erhöht. Bei Höhe 285, nordöstlich von La Chalade, besetzten unsere Trup- pen nach Kampf einen vom Feinde gesprengten Trichter.

Im englischen Unterhause sind über die Ergebnisse der Luft- gefechte Angaben gemacht worden, die am besten mit der folgenden Zusammenstellung unserer und der feindlichen Verluste an Flugzeugen beantwortet werden. Seit dem 1. Oktober 1915 sind an deutschen Flugzeugen an der Westfront verlorengegangen: im Luftkampf 7, durch Abschuß von der Erde 8, vermisst 1, im ganzen 16. Unsere westlichen Gegner verloren in dieser Zeit: im Luftkampf 41, durch Abschuß von der Erde 11, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 11, im ganzen 63. Es handelt sich hierbei nur um die uns mit Sicherheit festzustellenden Zahlen.



Der Marktplatz in Tirana, der am 9. Februar von unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen besetzten albanischen Stadt. Vom Balkankriegsschauplatz.



Das Mädchen mit den Schwänen.

Ein Kriegserlebnis aus Masuren. Von Ernst v. Wolzogen.

An einem grimmen Novembertage des Weltkriegjahres 1914 um die Mittagsstunde war es, als dem Schulzen des armseligen Dorfes Schlagedotten, irgendwo an den Masurischen Seen, der Befehl zging, er hätte dafür zu haften, daß binnen vierundzwanzig Stunden sämtliche Einwohner ihre Wohnstätten verlassen hätten, da das Dorf zu jeder Stunde in den Schußbereich der russischen Artillerie gelangen könnte.

Dem harten, schwerfälligen Manne rannen zwei dicke Tränen über die zerfurchten Wangen in den Stoppelbart. Seine zahlreiche Familie war um ihn versammelt, als der Meldereiter den Befehl überbrachte, und so hatte er nicht erst nötig, ihn durch den Dorfbüttel ausschellen und am schwarzen Brett anschlagen zu lassen. Seine Kinder, seine Leute hatten in weniger als zehn Minuten die Schreckensbotschaft verbreitet, und in jedem Hause, in jeder Hütte Schlagedottens wurde das letzte Mittagmahl durch reichliche Tränen versalzen.

Freilich waren die Leute darauf gefaßt gewesen, daß der Ausweisungs-befehl kommen mußte, denn der Kanonendonner, der ihnen nun schon wochenlang tagtäglich und allnächtlich von weither in die Ohren klang, war in den letzten Tagen merklich näher gekommen, und in der letzten Nacht hatten sie am anderen Ufer des Sees auch schon deutlich Flintengeknatter hören können. Lange Züge von Flüchtlingen aus den Ortschaften, die der russischen Grenze näher lagen, waren ebenfalls seit Wochen auf der Landstraße, die eine Viertelstunde Weges seitab von Schlagedotten zwischen den Seen hindurchführte, vorbeigezogen. Leiterwagen, vollgepackt mit Betten und dem notwendigsten Hausrat, Weiber, Kinder, alte Leute in dumpf verzeifeltem Schweigen darin hockend, Vieh hinten angebunden und zwischen den Wagen hergetrieben, alles durcheinander, Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Geflügel. Und was sich unterwegs verlor oder nicht Schritt halten konnte, das irrte auf den verschneiten Feldern umher und fand sich, vor Hunger kläglich brüllend, blökend, meckernd, in den verlassenen oder auch bewohnten Gehöften ein.

Nun war also auch an Schlagedotten die Reihe gekommen, und es hieß, die kurze Frist nach Möglichkeit ausnutzen, in aller Eile die notwendigsten Habseligkeiten aufpacken und, was sich von dem Erntesegeten des reichen Herbstes nicht mitschleppen ließ, vergraben, in fest verrammelten Kellern verstecken oder zum mindesten im Freien zu Feimen aufstapeln, wo es immerhin noch sicherer war als in den Scheunen, wenn die Brandgranaten geflogen kamen.

Und sie kamen geflogen. Schon am Abend dieses Tages. Am frühen Nachmittag nämlich war auf der Landstraße ein Regiment südwärts marschiert, und die russischen Flieger mußten seinen Anmarsch bemerkt haben. Vermutlich, um die Truppen beim Eingraben zu stören, hatte die feindliche Artillerie bei Einbruch der Dunkelheit ein paar Schrapnells und Granaten tastend hinübergeworfen. Die erste dieser Granaten war weit über das Ziel hinausgefliegen, hatte das Dach des wohlhabenden Bauern Starsinski ein großes Stück weggerissen und war im Hofe aufgeschlagen und krepirt. Starsinskis Schäferhund hatte dabei sein Leben lassen müssen. Alle späteren Geschosse von drüben schlugen weit vor dem Dorfe ein; aber der große Schrecken war nun einmal da, kaum daß die Kinder in dieser Nacht schliefen; alle Erwachsenen schafften in fieberhafter Eile, die Weiber weinten, jammerten und beteten, und die wenigen Männer fluchten und schrien, weil sie ihnen überall im Wege waren und in ihrer kopflosen Angst das gänzlich Unnütze herbeischleppten und das Notwendige liegenließen.

Mit Tagesanbruch begann der Auszug, und als um elf Uhr vormittags eine Landwehrkompagnie Quartier machen kam, fand sie alle Häuser geräumt bis auf eins. Das war eine elende Hütte, dicht am See; sie schien halb versunken in den moorigen Untergrund, das Gebälk verbogen unter der ungleich verteilten Last und die Lehmwände zwischen dem Fachwerk vielfach geborsten, hie und da ganz herausgefallen. Der Schulze, der sich als Letzter dem Zuge der flüchtenden Schlagedottener angeschlossen hatte, war dem Hauptmann der einrückenden Landwehrkompagnie noch unterwegs begegnet. „Herr Hauptmann,“ hatte er ihn angeredet, „bei Gott, ich habe getan, was in meiner Macht stand; aber was soll man machen, wenn doch die Leute gar so dammelig sind? Das ist der Häusler Suberski — arme Leute im letzten Hause am See. Ich habe mich erbarmt über das arme Volk und habe ihm die Aufsicht über die Schwäne im See zugeteilt, daß ihm das sollte noch ein paar Dittchen eintragen. Der Mann ist ja so weit verständig; aber den haben sie fortgeholt zum Landsturm. Nu ist doch bloß der Großvater und die Frauenleute noch zu Hause und die Marjell — da müssen der Herr Hauptmann schon selber zusehen, was Sie ausrichten, ich habe die Gesellschaft nicht fortgekriegt.“

Nachdem der Hauptmann seine Kompagnie untergebracht hatte, ließ er sich den Großvater Suberski kommen; doch der verstand kaum ein Wort Deutsch, es war nicht mit ihm zu reden. Mit der Großmutter noch weniger, die verstand gar kein Deutsch und war außerdem fast taub. Die Schwiegertochter war die einzige von der Familie, mit der sich verhandeln ließ.

Der Hauptmann legte dem kränklichen, blassen Weibe die Hand auf die Schulter und redete ihr mit milder Eindringlichkeit zu: „Was muß ich von Euch hören, Frau! Ihr wollt nicht fort? Ja, das hilft nun nichts: Ihr

mußt fort, so gut wie die andern. Nehmt doch mal Vernunft an. Es geschieht doch zu Eurem Besten — der Schaden wird Euch ja doch ersetzt. Oder wollt Ihr lieber von den Russen totgeschossen werden? Ihr seid ja Eures Lebens keine Stunde mehr sicher. Also nun man fix, vorwärts! Meine Leute werden Euch helfen.“

Mit angstweiten Augen und offenem Munde hatte das verhärmte Weib den Worten des Hauptmanns gelauscht; nun strich es sich das wirre Haar unter das wollene Kopftuch zurück und trat, tief knicksend, ganz nahe an ihn heran. Zaghaft streichelte ihre rauhe, knochige Hand seinen Ärmel, und dann sagte sie, indem sie sich zu einem Lächeln zu zwingen suchte: „Nu ja, ja — wir wissen ja, wir müssen fort; da gibt's nichts weiter. Wir wollen ja auch, gnädiger Herr Offizier. Es ist ja auch bloß von wegen die Marjell.“

„Was für eine Marjell?“

„Nu, was meine Tochter ist. Stasinka schreibt sie sich; wir sagen Stasinka dazu, getauft ist sie Anastasia. Sie ist ja wohl nicht ganz . . . Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Das Kopfchen ist ja wohl nicht ganz richtig, gnädiger Herr Offizier. Was die Marjell ist, die will ja nicht fort. Sie hört ja nicht und hört ja nicht. Was soll man machen? Erbarmen Sie sich! Man kann doch nicht fortziehen und lassen sein Kind allein unter all die Masse Soldaten.“

„Ja, eben darum“, lachte der Hauptmann. „Also ich will Euch was sagen, Frau. Habt Ihr aufgepaßt? Gut. Dann setzt Euch man oben drauf auf Euren Wagen, und die Stasinka heben wir zu guter Letzt dazu. Da wird ihr kein Sträuben helfen. Wo steckt die denn, die Stasinka?“

„Im Schwanstall, gnädiger Herr.“

„Was, im Schweinestall?“

„Aber nein! Im Schwanstall, sage ich. Was mein Mann ist, der hat doch die Schwäne im See zu versorgen, und nu haben wir doch der Marjell zwei junge Schwäne zum Aufziehen gegeben, und seit der Zeit ist die Stasinka wie verrückt mit dem Viehzeug. Seit der See gefroren ist, hat sie doch ihre Schwäne im Stall, und da stickt sie den ganzen Tag dabei und erzählt sich mit ihnen, gerade, als ob es Menschen wären. Und nun hat sie sich eingeschlossen in den kalten Stall mit die beiden jungen Schwäne und geht nicht raus und sagt, sie will lieber sterben, als daß sie von die Schwäne fortgeht. Erbarmen Sie sich, Herr Offizier! Was soll man tun!“

Der Hauptmann drehte seinen Schnauzbart und wußte nicht, was er sagen sollte. Er winkte den Feldwebel heran und befahl ihm kurz, die Sache mit möglichster Schonung zu erledigen.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, versetzte der stramme Soldat, indem er grinsend seine gesunden Zähne zeigte. „Ich will dem verrückten Frauenzimmer schon Beene machen. Schweinebraten haben wir ja nun hierzulande mehr wie reichlich genossen — wir können ja mal zur Abwechslung probieren, wie Schwanebraten schmeckt.“

„Das lassen Sie gefälligst bleiben!“ verwies der Hauptmann ihn stirnrundelnd. „Sie dürfen nicht vergessen, daß wir hier doch nicht in Feindesland sind. Das Mädchen ist offenbar nicht ganz normal. Also schonen Sie ihre Empfindlichkeit. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, sagte der Feldwebel und machte seinem Ärger über die empfangene Zurechtweisung dadurch Luft, daß er die Frau Suberski ziemlich unsanft beim Handgelenk nahm und ohne weiteres zur Türe hinausbugsierte.

Er ließ sich von ihr den Weg nach dem schiefen Häuslein am See zeigen und winkte unterwegs zwei Landwehrmänner heran: „Wittkowski und Kaczmarek, kommt mal mit! Ihr könnt doch polnisch, ihr Oberschlesinger?“

Gehorsam rafften sich die Gerufenen auf, die ihre Tornister eben abgeschnallt und sich auf ein paar Baumstämme, die vor einer verlassenen Hofreite lagen, niedergesetzt hatten, und trotteten schwerfällig hinter dem Feldwebel und der Suberska her.

Alle drei Männer mußten sich bücken, so niedrig war die Türe der elenden Hütte, und in dem engen Vorraum, aus dem eine Holzstiege zum Speicher hinaufführte, war es so finster, daß sie die Löcher im Estrich nicht sehen konnten. Der Feldwebel kam darüber beinahe zu Fall und fluchte nicht wenig über die polnische Wirtschaft. Dann stieß die Suberska eine Türe auf und rief auf masurisch hinein, die Stasinka solle herauskommen.

Aber es kam niemand. Da gingen die drei Männer hinein und sahen sich suchend in dem niederen Stübchen um. Es war nichts mehr von Möbeln darin als eine wacklige, rot angestrichene Kommode und die Lagerstatt, für die der Name Bett eine lächerlich anmaßende Bezeichnung gewesen wäre: vier rohe Bretter fest an, die Wand und untereinander vernagelt, darin ein klaffender Strohsack und, unordentlich darübergehäuft, schmutziges, zerrissenes Bettzeug und Lumpen von alten Frauenkleidern. Was aber am meisten an dem Zimmer auffiel, das war die Tapezierung der Wände mit Bildern aus illustrierten Blättern. Bis nahe unter die Decke, deren Kalkbewurf arg geborsten, verräuchert und mit Spinnweben behaftet war, reichten die wahllos nebeneinandergeklebten Bildchen, und sonderbarerweise hatte der „Simplicissimus“ weitaus am reichlichsten dazu beisteuern

müssen. Die Sonne schien durch die vorhanglosen Fensterchen herein, so daß die Eintretenden zunächst gar nicht gewahr wurden, welch eine grimmige Kälte in dem wunderbarlich ärmlichen Stübchen herrschte. Das eiserne Ofchen mit dem langen Abzugrohr war zwar noch vorhanden, sah aber nicht danach aus, als ob es noch zum Feuern tauglich wäre.

„Was sollen wir denn hier? Das Frauenzimmer ist doch nicht da! In die Kammode kann sie sich doch nicht verkrochen haben“, schimpfte der Feldwebel. „Vorwärts los, Haussuchung! Ich werde am Eingange stehenbleiben, daß sie nicht raus kann. Wittkowski, durchsuchen Sie die Stube links. Was habt Ihr sonst noch für Räumlichkeiten, Mutter?“

„Die Küche und den Boden. Sonst keine, Herr“, versetzte das vergräimte Weib.

„Kaczmarek, in die Küche!“ kommandierte der Feldwebel.

Die Soldaten kehrten alsbald unverrichteterdinge wieder zurück. Das Mädchen war unten nicht zu finden. Während Kaczmarek hinausgeschickt wurde, um noch einmal in den Schwanenstall und in den elenden Schuppen im Hof hineinzuschauen, stieg Frau Suberski die Bodentreppe hinauf. Die beiden lauschenden Männer in dem dunklen Vorraum hörten den schlurfenden Schritt der Frau auf der oberen Diele und dann das Klappen einer lockeren Holztüre. Gleich darauf ertönten, gleichzeitig aus zwei Kehlen, durchdringende, schrille Schreie.

Der Feldwebel stutzte: „Das sind doch keine Weiber nicht!?“

„Sind sich Gänse,“ sagte der Wasserpolack grinsend, „grußmächtige Gänse.“

Er hatte noch nicht ausgededet, als die großmächtigen Gänse sich zum Speichereingang hinausdrängten und, gellende Klarinettenöne ausstoßend, über die Stiege hinunterflatterten. Ihre gewaltigen Schwingen schlugen im Vorbeistreichen dem Feldwebel den Helm vom Kopf, während Wittkowski durch rasches Ducken dem Schlage auswich. Die geängstigten Tiere hüpfen zu Boden und watschelten, so schnell sie konnten, durch die offene Haustüre hinaus.

Jetzt wurde auf dem Speicher die Stimme der Suberska laut: „Herr Feldwebel, was mach' ich? Hier ist die Marjell, aber sie will ja nicht mit!“

„Los, ruff! Machen Sie ihr Beine“, grobte der Feldwebel den Landwehrmann an, während er im finstern nach seinem Helm herumtappte. Wittkowski kletterte die gebrechliche Hühnersteige vorsichtig hinauf und schrie das widerspenstige Mädchen auf polnisch an. Inzwischen kam auch Kaczmarek wieder herbei und blieb neugierig horchend am Fuße der Treppe stehen. Auf dem Speicher rumorte es schürfend, dumpf polternd herum, die Mutter weinte und jammerte; von dem Mädchen hörte man keinen Laut.

Endlich wurde sie oben am Speichereingang sichtbar, die Stasinka. Der Landwehrmann hielt sie fest um die Oberarme gepackt und schob sie gewaltsam vor sich her. Sie schrie nicht; aber sie sträubte sich aus Leibeskräften.

„So ist's recht!“ rief der Feldwebel hinauf. „Man bloß nicht lange Komplimente gemacht! Geben Sie ihr doch'n Tritt, daß sie ihren Schwänen nachfliegt, das blödsinnige Frauenzimmer. Wir werden's schon uffangen.“

„Herr Feldwebel,“ mischte sich Kaczmarek bescheiden ein, „ist sich doch nicht Stück Vieh, was man Tritt gibt.“ Und er trat an den Fuß der Treppe, winkte zum Grube mit der Hand hinauf und redete polnisch auf das Mädchen ein. Seine Stimme klang warm, begütigend.

Da erweichten sich die von der wütenden Kraftanstrengung hartgespannten, groben Züge in dem breiten, unschönen Gesicht, und aus tränenlosen, hellblauen Augen blickte das verängstigte Geschöpf auf den Soldaten herunter, der so gut zu ihm sprach. Es schien sein Polnisch zu verstehen und ließ sich, nur noch schwach widerstrebend, von Wittkowski die Treppe hinunterschieben. Unten angekommen, ergriff Kaczmarek das Mädchen bei der Hand, und so gelang es ohne weitere Schwierigkeiten, es zum Hause hinauszubringen. Die Mutter wollte noch dies und jenes mitnehmen; aber der Feldwebel trieb zur Eile: die Granaten könnten jeden Augenblick wieder geflogen kommen, und er hätte die Verantwortung dafür übernommen, daß die letzten Einwohner unversehrt ihre Wohnstätten verließen.

Am Ausgang des Dorfes hielt als letztes noch das elende Wägelchen, auf dem die Suberskis ihr bißchen Habe geborgen hatten. Ein abgetriebener alter Klepper mit zerschundenem Fell stand in der Deichsel mit krummen Knien und ließ seinen Kopf dösend herunterhängen. Oben auf einem Haufen Betten hockte der Großvater, ebenso stumpf in sein Schicksal ergeben wie sein Gaul. Die ältere Tochter hatte noch ein paar herrenlose Hühner erjagt, die sie an den Flügeln herbeigeschleppt brachte, und die Mutter Suberski folgte den Soldaten, in deren Mitte die Stasinka ging, und ermunterte sie durch Scheltworte zu rascherem Ausschreiten.

Wie sie aber beim Wagen angelangt waren, machte das Mädchen noch einen Versuch, sich loszureißen. Vergeblich. Vier derbe Fäuste hielten sie fest an den Armen gepackt. Sie stemmte sich aus Leibeskräften und warf ihren Körper hin und her, bald den einen, bald den anderen der beiden Wasserpolacken gegen die Schulter rammend. Der Feldwebel kommandierte: „Nu man kein Theater gemacht! Angepackt, ihr beiden: eins, zwei drei — hoppla!“

Die beiden Polen faßten sich gegenseitig bei der Hand, schoben so ihre Arme unter die Knie der Stasinka und packten sie mit den freien Händen unter den Achseln; mit einem Schwung beförderten sie sie über die Rückwand des niedrigen Wägelchens hinüber. Sie fiel mit einem Schrei vornüber in die Betten hinein. Die Männer lachten und halfen der Mutter nachklettern, indem sie sie ermahnten, das Mädchen festzuhalten, damit sie unterwegs nicht wieder durchginge. Die ältere Tochter grinste schadenfroh, verstaute ihre Hühner zu den anderen in einen großen Korb, und dann weckte sie den schlummernden Gaul durch einen ganz unvermuteten Peitschenschlag. Erschrocken fuhr der alte Braune auf und zog an.

In diesem Augenblick rauschte es über den Köpfen der Leute daher, daß sie alle nach oben blickten. Ihre gellenden Klarinettenöne ausstoßend, kamen Stasinkas beide Schwäne vom See hergeflogen und begannen über dem langsam davonholpernden Wagen zu kreisen. Da richtete sich das Mädchen auf die Knie auf, reckte ihre Arme in die Luft wie eine Sonnenanbeterin und stieß einen wilden Schrei aus, einen sonderbaren, langgezogenen Gellschrei, den sie sich als Lockruf für ihre Lieblinge angewöhnt haben mochte.

Die drei Soldaten sahen einander verlegen lächelnd an. Selbst der Feldwebel fühlte sich beinahe gerührt durch das merkwürdige Schauspiel. „So was ist mir aber noch nicht vorgekommen“, sagte er, zu den beiden Polen gewendet. „Ich glaube gar, die Schwäne ziehen der Hexe nach. Na, um so besser, dann hat sie ja ihren Willen.“

Kaczmarek aber setzte sich plötzlich in Laufschrift und holte in ein paar Sprüngen den Wagen ein. Er hielt sich an der Lindestütze und redete zu der Stasinka hinauf: „Du, Mädel, sei nur ohne Sorge; wenn deine Schwäne wiederkommen, ich werde mich um sie annehmen, solange wir in eurem Dorfe sind, und wenn wir fortkommen, trage ich es einem Kameraden von der Ablösung auf. Behüt' dich Gott! Laß dir's gut gehen in der Fremde, Mädel.“

Da wendete die Stasinka ihm ihr Gesicht voll zu. Die hellblauen Augen standen ihr voll Tränen, und so starrte sie in höchster Verwunderung dem Landwehrmann in das gutmütige, breite Gesicht. Dann reckte sie ihre Hände, soweit sie konnte, über den Wagenrand und fuhr ihm streichelnd mit den Fingerspitzen über die Wange: „Du bist gut zu mir“, sagte sie leise: „Dank' dir recht schön.“ Und dann zog sie in drolliger Verlegenheit den Arm zurück und deckte ihn über ihre Augen.

Kaczmarek ließ los, winkte ihr noch ein Lebewohl zu, und dann machte er kehr und trollte sich zu seinen Kameraden zurück.

Nach dem Mittagessen waren der Kompanie, bis auf die Posten und Patrouillen, ein paar Stunden Ruhe gegönnt, denn erst mit Einbruch der Dunkelheit war daran zu denken, mit dem Ausheben eines Schützengrabens vor dem Dorfe zu beginnen. Die müden Soldaten hatten in den leeren Häusern Quartier bezogen, reichlich Stroh zusammengeschleppt und in die Öfen hineingestopft, was sie irgend Brennbares erwischen konnten. Bald lagen sie alle in warmen Stuben in tiefem Schlafe und stärkten sich so für die schwere Nachtarbeit.

Die beiden Polen waren zusammen in ein Quartier gekommen, in ein Haus, daß der elenden Hütte der Suberskis gegenüber auf der anderen Seite der Dorfstraße lag. Wittkowski sägte schon lange an einem dicken Ast; aber Kaczmarek konnte keinen Schlaf finden; nicht, weil die Kameraden so gewaltig schnarchten, sondern weil ihm die Stasinka nicht aus dem Kopfe wollte. So leid tat ihm das arme Ding, und das breite Gesicht mit den slawischen Backenknochen, dem großen Munde und der flachen Nase sah er immer vor sich. Er konnte das Gesicht nicht häßlich finden, seit die wasserblauen Augen durch den Tränenschleier ihn so dankbar angeblickt hatten. Es war doch ein Mädchen, rund und weich und warm, und er war seit fast vier Monaten auf dem östlichen Kriegsschauplatz, fern von seiner Heimat, und hatte so etwas lange nicht in seinen Armen gehabt. Und wie er die Kameraden alle so fest schlafen sah, erhob er sich und machte sich auf den Zehen hinaus. Er ging hinüber in die Fischerhütte und quartierte sich auf eigene Faust in dem Stübchen mit der Bildertapete ein. Torf fand er in der Küche; damit heizte er das elende Öfchen, bis es schier glühte, und dann brachte er das jämmerliche Bett einigermaßen in Ordnung, streckte sich lang darauf aus und deckte sich seinen dicken Mantel über. Da fand er endlich Schlaf. Als er erwachte, war es bereits stockfinster. Erschrocken raffte er sich auf, zog seinen Mantel an und trat ins Freie. Er hatte keine Ahnung, wie spät es sein mochte. Die Kompanie konnte ja schon abgerückt sein zum Schanzen, und wenn man ihn beim Appell vermißt hatte, wurde er womöglich gar bestraft. Er fand die Dorfstraße menschenleer; da ging er in sein Quartier zurück und sah Wittkowski und zwei andere Kameraden noch behaglich auf dem Stroh ausgestreckt. Er hatte Glück gehabt. Die Kompanie sollte in Schichten abwechselnd am Schützengraben arbeiten, und er war unter denen, die erst um zehn Uhr abends an die Reihe kamen. Jetzt war es acht; er hatte also noch zwei Stunden vor sich und konnte in aller Ruhe sein Abendbrot verzehren und noch mehrere Pfeifen rauchen. Die Kameraden fragten neugierig, wo er denn gesteckt habe; aber er verriet es ihnen nicht, um sich nicht ihrem Gespött auszusetzen. Er habe vor ihrem wüsten Geschnarche nicht schlafen können, log er ihnen vor, und sei lieber draußen herumgebummelt.

Während sie alle Kaffee tranken und ihr Kommißbrot mit Blockwurst dazu kauten, begann Wittkowski von dem Schwanenmädchen zu erzählen, denn die Kameraden konnten nicht genug von dem seltsamen Abenteuer hören. Derbe Witze flogen hin und her, und dann behauptete einer von den Soldaten, er habe die Schwäne gesehen, als er beim Abrücken der ersten Arbeitsschicht mit draußen auf der Straße gewesen sei. Hoch oben aus der Luft seien sie kreisend im Gleitflug heruntergekommen und hätten sich schreiend auf dem Dache der Jammerbaracke drüben niedergelassen. In der Dunkelheit hätten die Riesenvögel ganz grau ausgesehen, ordentlich unheimlich sei es ihnen allen zumute geworden, denn es sei ihnen ja erst gar nicht bewußt gewesen, daß sie es mit Schwänen zu tun gehabt hätten. Und dann hätten sich die Tiere vom Dache hinunter in das Höfchen geschwungen und wären suchend darin hin und her gewatschelt. Er hätte sich herangemacht, um sie aus der Nähe zu sehen, da seien sie mit ausgebreiteten Flügeln zischend auf ihn los und hätten wild um sich geschlagen, so daß er sich schleunigst davongemacht habe, denn er habe sagen hören,

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Die Flieger Oberleutnant v. Detten und Oberleutnant König vor einem Aufstieg über die russischen Linien.
Für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Leichte Munitionskolonnen. Im Vordergrund einer der gefürchteten Minenwerfer.
Für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Marktleben in Wilna. (Im Hintergrund das Theater und die griechisch-katholische Nikolauskathedrale.)

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.



Eine Straße im Judenviertel zu Wilna.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.



Eine Patrouille überrascht die Russen beim Bau eines Beobachtungspostens.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmann W. Starde.



Winterunterkunftsstätten einer Reservekompanie vor Smorgon.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmann W. Starde.

solche Schwäne könnten mit ihren Flügeln einem Menschen leicht den Armknochen kaputt schlagen.

Kaczmarek lauschte aufmerksam der Erzählung, und wie just niemand seiner achtete, verließ er die warme Stube und schlich sich hinüber zur Fischerhütte. Wirklich fand er die Schwäne noch vor. In einer Ecke zwischen der Umfassungsmauer und dem Holzschuppen hockten sie eng aneinandergedrückt, und als er ihnen nahe kam, streckten sie die Hälse lang aus und zischten ihn mit aufgesperrten Schnäbeln an. Er fürchtete sich nicht, sondern redete ihnen mit leiser Stimme begütigend zu. Er grüßte sie von der Stasinka und sagte, er habe versprochen, für sie zu sorgen. Sein Polnisch mochte ihnen vertraut ins Ohr klingen, die Tiere schmiegt ihre Hälse auf ihren Rücken und stellten ihr feindliches Zischen ein. Mit Hilfe seiner elektrischen Taschenlampe fand Kaczmarek alsbald den Schwanenstall mit der Gattertüre, öffnete sie weit und lockte seine Schutzbefohlenen, wie man Gänse lockt; aber darauf gingen sie nicht ein. So machte er sich davon, auf die Suche nach etwas Eßbarem. In einem großen Bauernhause traf er ein paar Kameraden, die sich Kartoffeln in der Asche geröstet hatten. Sie gaben ihm bereitwillig von ihrem Überfluß ab, und als er mit seiner Beute zurückkehrte in die Suberskische Behausung, fand er die Schwäne im Stalle. Er brach ihnen die noch warmen Kartoffeln auseinander und warf sie ihnen vor. Gierig stürzten sich die hungrigen Tiere darauf. Er sah ihnen lächelnd zu, bis sie alles vertilgt hatten, und dann schloß er das Gattertor. Befriedigt gesellte er sich wieder zu seinen Kameraden und streckte sich noch eine Stunde aufs Stroh, bis er zur Arbeit hinaus mußte.

Aus tausend blinkenden Augen sah der wolkenlose Nachthimmel zu, wie sich die emsigen Menschlein in die Erde eingruben, um dem Feinde Trutz zu bieten, wenn er irgendwo in der Finsternis der mondlosen Nacht lauerte. Das leise Schürfen und dumpfe Pochen der Spaten und Pickel war das einzige Geräusch, das die Todesruhe der eisigen Winternacht belebte. Auch die Anordnungen der Vorgesetzten wurden flüsternd gegeben, und nur zuweilen sprang ein heller Klang auf, wenn die Spitze eines Pickels wider einen Stein stieß. Dann hielten jedesmal die Arbeitenden instinktiv inne und lauschten einige Sekunden lang in die Nacht hinaus.

Den Kaczmarek wollte es bei solcher Gelegenheit bedünken, als hörte er aus der Ferne, vom Vorgelände her, das gleiche leise Schürfen und gelegentliche helle Klirren. War es ein Echo, war es eine Ohrentäuschung — oder gruben sich da vorne auf dem nächsten Hügelrücken die Russen gleichfalls ein?

Da klang es plötzlich hell durch die Nacht: päng, päng, päng! dreimal kurz hintereinander. Die sämtlichen Landwehrleute hielten mit ihrer Arbeit inne und reckten sich lauschend auf.

„Was geht's euch an!“ schalt leise der Leutnant: „Eine von unseren Patrouillen hat mit den Russen Fühlung bekommen. Nun werden wir ja bald hören, was es gibt. Nur fleißig zugeschanzt, daß wir bis Tagesanbruch fertig werden. Kaczmarek, was stehen Sie denn und träumen?“

Eine Viertelstunde später kehrte eine Patrouille zurück und berichtete, daß sie etwa einen Kilometer weit vor der Stellung auf eine Windmühle gestoßen wäre; wie sie sich da nahe herangemacht hätte, um sie zu untersuchen, hätte sie Feuer bekommen. Sie hätte es jedoch nicht erwidert, sondern sich eilig auf einem anderen Wege zurückbegeben.

„Gut,“ sagte der Leutnant, „schlafte euch aus. Wir melden das nach hinten; da hat morgen früh unsere Artillerie ein Ziel. — Kaczmarek, Sie träumen ja mit offenen Augen. Warten Sie, ich werde Sie schon munter halten: Sie gehen mit der nächsten Patrouille nach der Windmühle, verstanden? Unteroffizier Plaschke, Sie haben ja Schneid! Ich gebe Ihnen sechs Mann mit; schauen Sie zu, daß Sie sich unbemerkt heranschleichen und die Gesellschaft da drin überrumpeln können. Ein paar Gefangene wären uns jetzt sehr wichtig; und erinnern Sie mich daran, daß der Kaczmarek mitgeht. Von zwölf bis zwei können Sie noch schlafen, dann los in Gottes Namen!“

Als um zwölf Uhr die Ablösung erfolgt war, kehrte Kaczmarek mit den anderen Kameraden in sein Quartier zurück. Er konnte keinen Schlaf finden. Diesmal war es weder das Schnarchen der Landwehrleute noch das Bild des Schwanenmädchens, das ihn wach hielt. Die Erwartung des gefährlichen Abenteuers peitschte ihm die Nerven auf. Wohl hatte er schon zahlreiche Gefechte mitgemacht und war auch schon oft Patrouille gegangen; nie aber doch, wie heute, einer ganz bestimmten, bekannten Gefahr entgegen. Er war ein derber Kerl, dem es an Mut und Wagemut ebensowenig gebrach wie an Kraft und Selbstvertrauen. Was ihn jetzt bis zum Verzagen aufregte, das war der Gedanke, daß er vielleicht den Todesgang antreten mußte, bevor er dem seltsamen Geschöpfe, das ihm so wohligh warm gemacht hatte, sein Versprechen voll erfüllen konnte. Was

wurde aus den Schwänen, wenn er nicht für sie sorgte? Es war ihm zumute wie einem, der im Augenblicke höchster Gefahr daran denkt, daß er kein Testament gemacht hat und sein Teuerstes unversorgt zurückläßt.

An die anderthalb Stunden quälte er sich so schlummerlos auf seinem Stroh dahin, hilflos preisgegeben dem harten Wogenprall bitterer Ängste und schäumenden Lebensdranges. Er erhob sich von seinem Lager, schlich sich hinaus in die eisige Nacht und hinüber zur Hütte. Er wollte sich erst überzeugen, ob die Schwäne in ihrem Stall auch schliefen.

„Diawu, was ist das?“ entfuhr es ihm, und er bekreuzte sich unwillkürlich. Das Gatter stand auf, und der Stall war leer! Und er wußte doch bestimmt, daß er den Stift durch die Löcher der Eisenklammern gesteckt hatte. Er hastete zur Haustüre und drückte auf die Klinke. Sie gab nicht nach. Verschlössen von innen?

Er stand und lauschte unschlüssig; sein Herz pochte ungestüm. Hatten ihm die Kameraden einen Streich gespielt, oder war etwa wirklich das tolle Mädel heimgekehrt durch die finstre Nacht? Er entschloß sich endlich, leise ans Fenster zu klopfen. Nichts regte sich drin. Er klopfte stärker — er flüsterte zärtlich: „Stasinka, bist du drin? — Mach mir auf, du!“

Immer noch regte sich nichts. Da leuchtete er mit seiner Laterne zum unverhangenen Fenster hinein, und er sah im Hintergrunde des Stübchens, auf Stasinkas ärmlichem Bette, ein weißes Gewühl sich erheben: die Schwäne! Wahrhaftig, die Schwäne! Von dem plötzlichen Lichtschein erschreckt, fuhren sie aus ihrem Schlummer empor, reckten die Hälse und breiteten, wie zur Abwehr oder zur Flucht, ihre gewaltigen Schwingen aus. Und unter diesen Schwingen wurde das blasse Gesicht ihrer Herrin sichtbar. Zwei angstvolle Augen starrten nach dem Fenster. Kaczmarek steckte die Taschenlampe ein und trommelte rücksichtslos gegen die Scheiben. Er dachte nicht daran, daß das Geräusch vielleicht einen Wachposten aufmerksam machen, Kameraden, die sich zur Ablösung richteten, herbeilocken könnte. Er dachte gar nichts. Sein Blut schoß ihm heiß ins Hirn, und er wußte nur eins: da drin ist die Stasinka, lebendig, weich und warm — und du sollst in den Tod, armer junger Kerl. Reiß sie an dich!

Da klirrte das Fensterlein, und ein Flügel tat sich auf. Er griff in die Dunkelheit hinein und erhaschte einen bloßen Arm. Das Mädchen schrie leise auf. Da drückte er den Arm an seine heiße, bärtige Wange und flüsterte ihr zu: „Hab' doch keine Angst, du! Ich bin's doch. Kaczmarek Joseph schreib' ich mich. Ich bin es, der dir versprochen hat, deine Tiere zu versorgen. Laß mich doch rein, Mädel. Es ist doch so elend kalt hier draußen.“

In seiner Aufregung verstand er ihre fremde Mundart nicht; aber ihre Stimme klang nicht böse und abweisend, nur angstvoll und traurig.

„Versteh dich nicht,“ klagte er ungeduldig, „sag's doch noch einmal. Willst du mich nicht zu dir lassen? Ich mein's doch gut mit dir. Wir müssen doch alles bereden, wie wir's anstellen, daß du hierbleiben kannst, ohne daß sie es merken und dich wieder mit Gewalt fortschleppen. Ich muß jetzt gleich Patrouille gehen; die Russen haben schon geschossen, sie werden mich auch schießen; ich komme vielleicht nicht wieder, und dann habe ich dich nicht gedückt und geküßt. Armes Mädel, du, dann hast niemand, der dich beschützt. Mach auf, mach auf! Laß mich herein.“

Da beugte sich die Stasinka ein wenig zum Fenster hinaus und sprach so deutlich wie sie irgend konnte; „Ich kann dich doch nicht hereinlassen. Die Schwäne leiden's nicht. Ich gehe nicht fort von den Schwänen, und wer mir nahe kommt, den schlagen sie tot, die Schwäne.“

Mit der Rechten hielt Kaczmarek des Mädchens Arm umklammert, mit der Linken griff er nach ihrer Schulter und schüttelte sie zornbevend. Seine Stimme war heiser vor Aufregung: „Zum Teufel, die Schwäne! Ich will nicht Patrouille gehen und totgeschossen werden! Ich will dich erst haben, Mädel! Wenn ich soll denken, ich bin bald tot, und ein anderer soll dich haben, dann werde ich wütig! Ich habe doch so heißes Blut, mir ist doch alles eins. Ich fürchte mich doch vor dem Teufel nicht, wenn ich wütig bin!“

Das Mädchen stöhnte vor Schmerz unter seinem harten Griff: „Ich kann doch nicht, ich kann doch nicht!“ jammerte sie leise: „Sie leiden's nicht, meine Schwäne. Stärker sind sie wie wilde Hunde! Weiße Wölfe sind sie, meine Geliebten!“

In diesem Augenblick wurde es auf der Straße lebendig. Schwere Soldatenschritte klangen durch die Nacht, und auch im Hause gegenüber, Kaczmareks Quartier, ward die Haustüre aufgetan, und ein Lichtschein drang in die Nacht hinaus: die Ablösung trat an. Da riß Kaczmarek das Mädchen an sich und drückte seinen Kopf gegen ihre volle Brust. Einen kurzen Augenblick nur spürte er ihr warmes Leben, dann stieß sie ihn zurück und schloß das Fenster. Und er taumelte wie trunken, das Dunkel suchend, nach dem Hause gegenüber und machte sich zu seinem gefährlichen Nachgänger zurecht.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Die dritte Kompanie. Von Wilhelm Lennemann.

Sie lagen drei Tage im blutigen Kampf
In Eisenhagel und glühendem Dampf;
Granatendurchwühlt der Unterstand,
Schützte kein Loch sie vor Stahl und Brand.
Und sie bebten und fluchten. Dann räumten sie
Die Gräben der dritten Kompanie.

Doch sie schworen, die Fäuste zusammengekrallt,
Einen heiligen Schwur, den die Rache geballt:
Haß wider Haß und Blut wider Blut,
Falle, was fällt in der flammenden Glut;
Wir stürmen wieder und zwingen sie,
Die Gräben der dritten Kompanie.

Dann kam ihr Tag. Wie durch Bruch und Rohr
Gleich wütenden Keilern stürmten sie vor.
Ein Sprung, ein Würgen Mann wider Mann,
„Du oder ich!“ Und der Keiler gewann
Und hielt, wie ihn auch das Feuer umspie,
Die Gräben der dritten Kompanie.

Und dann zerrannen Haß und Wut
Wie Wellen in verebbender Flut.
Sie haben kein lautes Wörtlein gewagt,

Nur stumm gesucht und bang gefragt.
Und ehrt ihr die Helden, vergißt auch nie
Die Toten der dritten Kompanie!

eine Ergänzung unserer bisherigen Mädchen-
 erziehung, und diese soll uns die weibliche Dienst-
 pflicht gewöhnlichen.

An der Spitze dieser ganzen Bewegung steht
 Theresie Gabarrus-Fontenan, die in der Zeit der
 Französischen Revolution (1794) Frauenvereine als
 unbedingte Notwendigkeit forderte in öffentlichen
 Kranken- und Armenhäusern. In Deutschland
 wird diese Forderung genau hundert Jahre später
 durch die Einrichtungen des Evangelischen
 Diakonievereins, durch die Bestrebungen von
 Professor Dr. Zimmer bis zu einem gewissen
 Grade verwirklicht. Während hier im Interesse
 einer besseren Krankenpflege die Dienste der Frau
 gefordert werden, hält Frau Henriette Goldschmidt
 in Leipzig Anfang der sechziger Jahre des neun-
 zehnten Jahrhunderts allgemeinen Frauenvereinen
 notwendig für das Wohl des heranwachsenden
 Geschlechts durch Arbeit im Kindergarten. Den-
 selben Gedanken vertritt Frein v. Bülow, die
 aber neben den Vollsängern noch andere Ver-
 anstaltungen zum öffentlichen Wohl in Betracht
 zieht. Im Jahre 1820 hat Pastor Altmne einen
 zweijährigen Dienst der Frau in der kirchlichen
 Gemeindepflege gefordert.

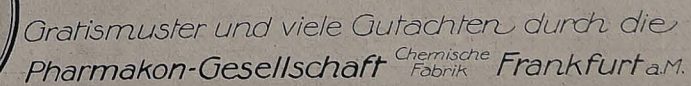
Alle diese Forderungen haben in erster Linie
 die Glieder des Volkes im Auge, denen gedient
 werden soll: die Kranken und die heranwach-
 senden vorpflichtigen Kinder; anderen fells sich
 der Wundärzt Dr. Hanckelung zu danken für
 dieser Frage. Er findet die Dienstpflicht der
 Frauen im Interesse derer, die dienen. Vom
 Standpunkt des Gesundheitslehrens schreibt er
 1894: „Wir werden — mit einem Gede, das bald
 zehnfach wieder herointommen — hygienische Ra-
 karmen bauen. Dort legt die junge Soldatin
 unter entsprechender Leitung ihr Dienstjahr ab,
 das die ihr näher als dem Mann liegende
 hygienische Kunst zu einem bleibenden Besitz für
 das ganze Leben macht und ihr zugleich die ihr
 ferner als dem Mann liegende Strammheit und
 Zucht einprägt, deren Mangel heute zu den
 schwersten Leiden einer Frau gehört.“

Je weiter wir über die Jahrhundertwende
 vordringen, um so zahlreicher werden die Stim-
 men, die einen allgemeinen Frauenverein fordern.
 Während man aber vorher nur diesen oder jenen
 Gesichtspunkt allein in den Vordergrund stellte,
 wird jetzt der Inhalt einer weiblichen Dienstpflicht
 immer größer. Das hängt zusammen mit der
 zunehmenden Betätigung der Frau auf allen
 Lebensgebieten, mit der stärker werdenden Ein-
 sicht in ihre Bedeutung für die Zukunft eines
 Volkes und mit der Erkenntnis von der Unzu-
 länglichkeit weiblicher Erziehung und Bildung
 für ihren Beruf als Hausfrau und Mutter und
 für das Gemeinwohl.

in der Zeit vor Ausbruch des Krieges zunächst
 hauptsächlich sich angeschlossen an das Rote Kreuz

Im großen und ganzen kann man in der Zeit vor Ausbruch des Krieges zunächst zwei Strömungen unterscheiden: die eine — hauptsächlich sich anschließend an das Rote Kreuz

A black and white illustration of a woman in a nurse's uniform. She is wearing a cap with a band, a white collar with a cross emblem, and a striped apron over a striped dress. She holds a small bottle of Chamberlain's Colic, Cholera and Diarrhoea Remedy in her right hand and a small cup in her left hand. The background is simple, and the right edge of the page is decorated with a vertical border of small leaves.



Zum Angriff deutscher Luftschiffe auf Paris: Das Befehlsgeschehen der französischen Hauptstadt. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Stuttfurter Zeitung“ von Walter Emmerleben.



Man verlange ausdrücklich:

Underberg-Boonekamp

SEMPER IDEM

oder einfach:

„Underberg“

Die Worte „Underberg“, „Underberg-Boonekamp“ sowie die Devise „Semper idem“ sind für mich gesetzlich geschützt und bürgen für die von mir seit nahezu 70 Jahren vertriebene vorzügliche Qualität.



Hoflieferant
Se. Maj. d. Deutschen Kaisers,
Königs v. Preussen.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) Gegründet 1846.



Kammerlieferant
Se. Maj. d. Kaisers v. Oesterreich,
Königs v. Ungarn.

K u f e k e

Seit Jahrzehnten bei allen Verdauungsstörungen bewährte Nahrung für Erwachsene und Kinder.

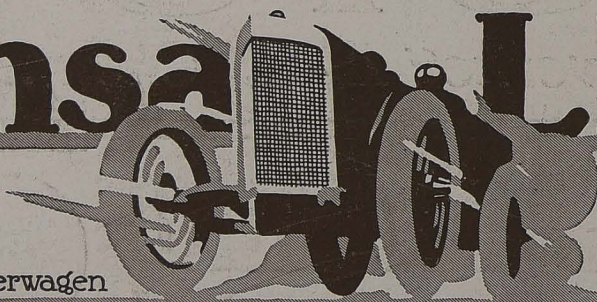
Hansa Lloyd

WERKE A-G

BREMEN

Personenwagen, Lieferwagen

Lastwagen, Omnibusse.



HEINRICH LANZ, MANNHEIM

LOKOMOBILEN VENTILSTEUERUNG

für Kalt- und
Heissdampf
fahrbar u.
stationär
Höchste Ökonomie



System
„LENTZ“
„Unerreicht“ in
Einfachheit der
Konstruktion

In- und Ausland-Patente

Export nach allen Weltteilen